

1 EINLEITUNG: GEBÄRDENSPRACHEN ALS SOZIALE PRAXIS GEHÖRLOSER UND GEGENSTAND DER WISSENSCHAFT

Jens Heßmann, Martje Hansen und Hanna Eichmann

1 Gehörlosigkeit als Lebensform

Wer die Lebenswirklichkeit gehörloser Menschen verstehen will, sollte sich der eigenen Perspektive vergewissern. Menschen, denen das Hören so selbstverständlich ist, dass sie von sich aus nicht auf den Gedanken kämen, sich als „hörend“ zu bezeichnen, neigen dazu, Gehörlosigkeit als einen bedrängenden Zustand aufzufassen, der von elementaren Entfaltungsmöglichkeiten trennt. Aus diesem Blickwinkel muss unwahrscheinlich scheinen, was die hier vertretenen Beiträge ausnahmslos voraussetzen, dass nämlich Nicht-Hören existentielle Bedingungen schafft, mit denen sich aufs Ganze gesehen so gut oder so schlecht wie mit anderen auch leben lässt. Gehörlosigkeit gilt hier als eine Spielart menschlichen Lebens, die Interessantes, ja Aufregendes zu bieten hat und die unser Verständnis dessen, was es heißt, Mensch zu sein, um eine wesentliche Dimension bereichert. Um zu einer solchen Sichtweise zu gelangen, bedarf es einer elementaren Erfahrung und einer nicht weniger elementaren Voraussetzung: Man muss Gehörlose als Gesprächspartner auf Augenhöhe erlebt haben, Augenhöhe erreicht aber in der Regel nur, wer die Sprache Gehörloser, die Gebärdensprache oder, genauer noch, die Deutsche Gebärdensprache (DGS) angemessen beherrscht. Die hier Beitragenden, egal ob selbst hörend oder nicht, haben in jedem Fall gehörlose Menschen als wache, mitteilungsfreudige, lebenslustige, häufig witzige Gesprächspartner kennengelernt. An Behinderung lässt eine solche Erfahrung nicht denken, Gehörlose erscheinen vielmehr zuerst und vor allem als Sprecher einer besonderen Sprache, einer Sprache, die sich im engen Wortsinn zwar nicht „sprechen“, sehr wohl aber für Mitteilungszwecke aller nur erdenklichen Art einsetzen lässt.

Die Grundkonstellation, von der ausgehend sich Erfahrungen, Einstellungen und Überzeugungen Gehörloser vielfältig unterscheiden und ausdifferenzieren, ist so einfach wie durchschlagend: Mühen und Unwägbarkeiten, die sich mit dem Gebrauch der „Lautsprache“, vor allem, aber nicht nur in ihrer mündlichen Form, verbinden, belasten das Verhältnis zu den hörenden Mitmenschen. Leichtigkeit und Verlässlichkeit, die das alternative Kommunikationsmittel Gebärdensprache bietet, sorgen dagegen für Nähe zu jenen, die es in gleicher Weise beherrschen und sich zudem in einer vergleichbaren Situation befinden. Zu den hörenden Mitmenschen, denen die Gebärdensprache fremd bleibt, gehören häufig Eltern, Geschwister und andere Familienangehörige. Andererseits gäbe es dieses Buch nicht, wenn nicht zunehmend viele interessierte Hörende bereit wären, sich die sprachlichen Voraussetzungen anzueignen, um Nähe zu Gehörlosen herstellen zu können. Gehörlose fassen ihre existentielle Situation häufig in das Bild der „zwei Welten“, in denen sie leben. Tatsächlich aber sind diese beiden Welten, das prekäre Verhältnis zu den Hörenden und das ungezwungenere Miteinander mit den anderen Gehörlosen, nur die zwei zueinander gehörigen Seiten des einen Lebens, das Gehörlose zu führen wissen.

Das durch Gebärdensprache geschaffene Näheverhältnis äußert sich in vielfältiger Weise. Gehörlosigkeit geht auf eine physische Versehrtheit zurück, ist aber doch vor allem eine Kommunikationsbehinderung „nach außen“, die sich in den Innenbeziehungen als umso intensivere Gemeinschaftserfahrung auswirkt. Die individuelle Behinderung erfährt einen sozialen Ausgleich. Ablesbar ist dies etwa am traditionell hohen Grad, mit dem sich die geschätzt 80.000 Gehörlosen in Deutschland in eigenen Vereinen und Verbänden organisieren oder an der bis vor kurzem fast uneingeschränkt gültigen Tatsache, dass Gehörlose nur untereinander intensive persönliche Beziehungen eingehen und heiraten, obwohl sie doch in aller Regel hörende Eltern und auch selbst meist wieder hörende Kinder haben. Organisationsstrukturen und informelle Beziehungen dieser Art machen die „Gehörlosengemeinschaft“ aus, jenes aktive soziale Gebilde, das ebenso sehr Voraussetzung wie Folge der Existenz einer eigenständigen Sprache ist. Offensichtlich gehört nicht jeder, der schlecht oder gar nichts hört, automatisch zur Gehörlosengemeinschaft, vielmehr steht der relativ kleinen, stark vernetzten Gemeinschaft Gehörloser eine bedeutend größere Anzahl von Individuen mit mehr oder weniger großem Hörverlust gegenüber. Andererseits muss man nicht im Wortsinn „gehörlos“ sein, um zur Gehörlosengemeinschaft zu gehören. Tatsächlich bezeichnet der Ausdruck „gehörlos“ vor allem ein soziales Selbstverständnis, das mit audiologisch identifizierbaren Zuständen wie „resthörig“, „an Taubheit grenzend schwerhörig“, „hochgradig schwerhörig“ usw. einhergehen kann.¹ Insofern die Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft Kompetenz in der Gebärdensprache voraussetzt, wird die gemeinte soziale Gruppe oft auch als „Gebärdensprachgemeinschaft“ bezeichnet. Allerdings genügt Gebärdensprachkompetenz allein sicherlich nicht als Ausweis sozialer Zugehörigkeit, auch wenn ein umfassenderer Erwerb dieser Sprache in der Regel den intensiven Umgang mit Angehörigen der sozialen Gruppe voraussetzt.

Die skizzierte soziale Konstellation lässt sich bis zu Vereinsgründungen im 19. Jahrhundert und den ersten institutionalisierten Bildungsbemühungen im späten 18. Jahrhundert zurückverfolgen: Gehörlose leben in einer gesellschaftlichen Grenzsituation, pflegen ein intensives Gemeinschaftsleben und bedienen sich dabei körperlicher Verständigungsmittel, die Außenstehenden ohne spezielle Vorkenntnisse unzugänglich bleiben. Dass sich auf dieser Grundlage eigene Erfahrungen, Traditionen und Überlieferungen, soziale Umgangsformen, geteilte Einstellungsmuster und Normen, gesellige und ästhetische Praktiken herausgebildet haben, kann nicht verwundern, aber es bedurfte eines Emanzipationsschubs gegen Ende des 20. Jahrhunderts, um die eigenständige soziale Leistung gehörloser Menschen im Begriff der „Gehörlosenkultur“ zusammenzufassen und anzuerkennen.² Freilich ist diese Art der Kultur zugleich nationaler und internationaler geprägt als die Kulturzusammenhänge ethnischer Gruppen, an die man vergleichend denken mag. Gehörlose, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, teilen die wesentlichen kulturellen Erfahrungen ihrer hörenden Mitmenschen. Mit

1 In der angelsächsischen Literatur wird diesem Umstand häufig mit einer orthographischen Unterscheidung Rechnung getragen: Während *deaf* den audiologischen Zustand hochgradiger Schwerhörigkeit bzw. Taubheit bezeichnet, sind mit *Deaf* all die Personen gemeint, die im sozialen und kulturellen Sinn zur Gehörlosengemeinschaft zu zählen sind bzw. sich mit ihr identifizieren (vgl. Woodward 1978).

2 Padden und Humphries' 1991 unter dem Titel „Gehörlose: Eine Kultur bringt sich zur Sprache“ auf Deutsch erschienen Buch hat viel zur Durchsetzung des Begriffs beigetragen (vgl. Padden/Humphries 1988). Für eine aktualisierte Reflexion der US-amerikanischen Verhältnisse siehe Padden/Humphries (2005).

Gehörlosen in aller Welt verbinden sie andererseits tiefgreifende Erfahrungen, solidarische Haltungen und kommunikative Praktiken, die sich für eine sprachübergreifende Verständigung in beneidenswerter Weise mobilisieren lassen.³

„Der lange Weg zum Selbstbewußtsein Gehörloser in Deutschland“⁴ beginnt in der Bundesrepublik der frühen 1980er Jahre. Hauptfeld der Auseinandersetzung ist – bis heute – das Bildungswesen für Gehörlose. Traditionell hatten Pädagogen im Land der „Deutschen Methode“ ihren Stolz darin gesehen, gehörlose Kinder „zur Sprache“ zu führen, und sie hatten damit unzweideutig die gesprochene Lautsprache gemeint (vgl. Hase 1990).⁵ Dass dabei auch elementare Bildungsziele auf der Strecke blieben, wurde in dem Maße zum Gegenstand entschiedener Kritik, wie die Überzeugung wuchs, dass die von den Pädagogen vernachlässigte Gebärdensprache ein geeignetes Mittel der Wissensvermittlung und Bildung sein könnte. Der in den Bildungseinrichtungen noch längst nicht abgeschlossene „lange Weg zur Zweisprachigkeit Gehörloser im deutschen Sprachraum“ (Prillwitz 1990) begann. Die deutsche Gehörlosengemeinschaft, lange Zeit eine in sich gekehrte Subkultur mit geringer Außenwirkung, wurde sich ihres Status als Sprachgemeinschaft und, im Verhältnis zur mehrheitlich hörenden Gesellschaft, als sprachlicher Minderheit zunehmend bewusst. Diesen Prozess, der zeitlich in etwa mit den als „Wende“ bekannten historischen Veränderungen in Deutschland zusammenfiel, in seinen vielfältigen Auswirkungen im Einzelnen nachzuzeichnen ist hier nicht der Ort. Die 2002 in das Behindertengleichstellungsgesetz aufgenommene Formulierung „Die Deutsche Gebärdensprache ist als eigenständige Sprache anerkannt“ (BGG § 6, Absatz 1) wird im allgemeinen und mit Recht als eine wichtige Zäsur angesehen. Mit einer umfassenden gesellschaftlichen Anerkennung gehörloser Menschen, ihres Sozialverbandes und ihrer Sprache ist dies allerdings nicht gleichzusetzen.

Emanzipationsbestrebungen Gehörloser vollziehen sich in einem internationalen, wenn nicht globalen Kontext, für den zunächst vor allem die USA, dann aber auch Schweden und andere skandinavische Länder sowie, in unterschiedlicher Ausprägung, Großbritannien, die Niederlande, Australien und Neuseeland Vorbilder und Stichworte geliefert haben. Die im Dezember 2006 von der UN-Vollversammlung angenommene „Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ enthält Festlegungen zu den Rechten Gehörloser, an denen sich politische Vorgaben in Deutschland erst noch messen lassen müssen. Aktuell wird auch unter Gehörlosen in Deutschland die Diskussion darüber geführt, ob die in einer hörenden Gesellschaft erfahrenen Benachteiligungen im Begriff des „Audismus“ angemessen gefasst und mit anderen Diskriminierungsformen wie Rassismus, Sexismus oder Anti-Semitismus verglichen werden können (vgl. Bauman 2004, 2008). Auch der von dem britischen Gehörlosen Paddy Ladd in Abgrenzung zum Begriff *deafness* (Gehörlosigkeit) geprägte Ausdruck

3 Ulrike Zeshans Beitrag zu diesem Band klärt das scheinbare Paradox, dass es – entgegen einer verbreiteten Annahme – keine universale Gebärdensprache, wohl aber das Phänomen internationaler Gebärdenkommunikation gibt (s. Kap. 11 „Sprachvergleich: Vielfalt und Einheit von Gebärdensprachen“).

4 So der Titel eines Aufsatzes, in dem Gertrud Mally, eine Aktivistin der ersten Stunde, 1993 auf die Anfänge der Gehörlosenbewegung in Deutschland zurückblickt. Zur Geschichte der deutschen Gehörlosenbewegung vgl. die in Donath u. a. (1996) zusammengestellten Dokumente.

5 Als *German Method* wird international das von Samuel Heinicke gegen Ende des 18. Jahrhunderts begründete „orale“, d. h. einseitig auf die Vermittlung der Lautsprache ausgerichtete Verfahren der Unterweisung gehörloser Kinder bezeichnet.

Deafhood („Taub-Sein“) wird auf seine Tauglichkeit für die Formulierung eines positiven, „post-kolonialen“ Selbstverständnisses Gehörloser in Deutschland geprüft und intensiv reflektiert (vgl. Ladd 2003).

Dass gehörlose *Sign Language People* (Batterbury u.a. 2007) sich im Zeichen des Anti-Audismus gegen einen kolonialen Würgegriff der Hörenden zur Wehr setzen, muss vielen als überzogen oder gar ungeheuerlich erscheinen, die sich persönlich, beruflich oder wissenschaftlich für Abhilfe, Milderung und Kompensation der als gravierend angesehenen Behinderung Gehörlosigkeit einsetzen. Zu Empörung besteht jedoch kein Anlass: Die Gebärdensprachbewegung korrigiert ein historisches Unrecht, das von einer wohlmeinenden Helfertradition zu lange geduldet, wenn nicht betrieben worden ist. Nach wie vor ist die Gehörlosengemeinschaft im wesentlichen ohnmächtig gegenüber Entscheidungen, die in pädagogischen und medizinischen Institutionen getroffen werden. Das Erfahrungswissen erwachsener Gehörloser, das doch ein wesentliches Korrektiv für ungesicherte Prognosen tatsächlicher oder vermeintlicher Experten darstellen könnte, bleibt in aller Regel ungenutzt. Gehörlose sind nicht länger gewillt, dies hinzunehmen, und haben an Mut gewonnen, mit ihren Interessen an die Öffentlichkeit zu treten. Grundlage dafür ist nicht ein nostalgischer Wunsch, überkommene Gegebenheiten zu bewahren, sondern die Erfahrung, dass die sozialen und sprachlichen Bewältigungsformen, die die Gehörlosengemeinschaft bietet, auf Dauer tragfähiger sind als die immer neuen Heilsversprechungen von Ärzten und Lehrern, wenn es darum geht, in einer existentiellen Grenzsituation gelingendes Leben zu schaffen. Dass medizinische und andere Hilfen im Einzelfall segensreich wirken können und dass jede individuell getroffene Entscheidung Respekt verdient, wissen gerade diejenigen, über deren Köpfe hinweg entschieden wird, ganz genau. Aber es bedeutet doch einen wesentlichen Unterschied, ob ein Betroffener nach reiflicher Überlegung zu der Ansicht gelangt, Chancen nutzen zu wollen, die ein operativer Eingriff bieten mag, oder ob betriebsblinde Institutionen unhinterfragt davon ausgehen, dass maximale Anpassung „das Beste“ für die betroffenen Kinder sei.

Medizinische Interventionsmöglichkeiten, wie sie durch Hörprothesen (Cochlea- oder Hirnstamm-Implantate) gegeben sind und wie sie sich mit genetischer Beratung und Gen-Manipulation abzeichnen, bedrohen Gehörlosengemeinschaften und ihre Gebärdensprachen langfristig möglicherweise in ihrer Existenz. Dass dies ein Grund zur Freude ist, muss bezweifelt werden. Für die mehrheitlich hörende Gesellschaft ginge eine lebendige Facette menschlicher Existenz verloren. Aber auch mit Blick auf die von einem Hörverlust betroffenen Individuen wird skeptisch bleiben, wer Gehörlose „in ihrem Element“ erlebt hat. Sicherlich tauschen sich auch die Angehörigen der Gehörlosengemeinschaft zuweilen über die Einschränkungen und Nachteile aus, die das Nicht-Hören nun einmal mit sich bringt, aber mehr als Anlass für Scherz und ausuferndes gebärdensprachliches Geschichtenerzählen ist dies meist nicht. Die Hörenden, das sind die anderen Menschen, mit denen man sich als Gehörloser, wenn auch meist eher distanziert, arrangiert. Hören zu können wäre häufig praktisch, aber im Großen und Ganzen ist es doch nur eine Kuriosität, ein bisschen so wie die telepathischen Fähigkeiten imaginerter Außerirdischer, die Riechkünste kriminalistisch trainierter Schäferhunde oder das Ultraschallsensorium insektenjagender Fledermäuse. Allemaal wichtiger als das Hören ist die eigene Sprache.

2 Gebärdensprachen als Gegenstand der Sprachwissenschaft

Für die vorangehend umrissenen sozialen Entwicklungen war entscheidend, dass sich die Gehörlosengemeinschaft ihres Status als einer Sprachgemeinschaft bewusst wurde. Als gesellige Praxis existierte Gebärdensprache seit langem, aber allgemeine gesellschaftliche Wertungen blieben nicht folgenlos: Gehörlose benutzten Gebärdensprache mit großer Selbstverständlichkeit und Kompetenz, als „Sprache“ galt ihnen aber lange Zeit doch nur, was sie in mühseligen schulischen Artikulationsstunden mehr schlecht als recht zu sprechen gelernt hatten. Traditionell bezeichneten Gehörlose ihre ungezwungene gebärdensprachliche Kommunikation als „Plaudern“, und nicht zufällig klingt in diesem Begriff Entspannung und Nähe ebenso an wie ein gewisser Mangel an Gewicht: „Nicht plaudern!“, ermahnte der Lehrer gehörlose Kinder, die heimlich miteinander gebärdeten, anstatt ihre Aufmerksamkeit dem lautsprachlichen Unterricht zu widmen. Die gehörlosenpädagogische Tradition kannte den Ausdruck „Gebärdensprache“, der aber doch nur metaphorisch zur Bezeichnung einer als naturhaft angesehenen körperlichen Mitteilungsweise gebraucht wurde, von der sich die eigentliche, kulturell bedeutsame Laut- oder Wortsprache als Ziel aller Bildungsbemühungen abhob. Gebärdensprachliche Kommunikation undifferenziert als „Gebärden“ oder „die Gebärde“ zu bezeichnen war lange Zeit üblich, und noch der Titel des für die Gebärdensprachbewegung wichtigen Hamburger Kongresses von 1985 lautete „Die Gebärde in Bildung und Erziehung Gehörloser“. Die Begriffe „Deutsche Gebärdensprache“ und die Abkürzung DGS wurden zu Beginn der 1980er Jahre erstmals in Analogie zu *American Sign Language* bzw. ASL geprägt und setzten sich erst etwa zehn Jahre später mit zunehmender Einsicht in die sprachlichen Gegebenheiten allgemein durch.

Entscheidende Impulse für einen notwendigen Bewusstseinswandel kamen von außen, und zwar von der Sprachwissenschaft. Traditionell hatte die Gehörlosenpädagogik die wissenschaftliche Zuständigkeit für alles, was mit Leben und Kommunikation gehörloser Menschen zusammenhing, reklamiert. In der Sprachwissenschaft erwuchs ihr Konkurrenz: Zunehmend setzte sich hier die Einsicht durch, dass Gebärdensprachen zu den originären Gegenständen ihres Faches gehören, mit ihrem fachlich-methodischen Instrumentarium beschrieben werden können und ein neues Licht auf sprachtheoretische Grundfragen zu werfen geeignet sind. Mit der fachlichen Neuordnung ging ein radikaler Blickwechsel einher. Im Zentrum standen nicht länger gehörlose Menschen als Behinderte und Gegenstand von Fürsorge und Integrationsbemühungen, zu deren geduldeten oder bedauerten Absonderlichkeiten eine skeptisch betrachtete körperliche Kommunikationsweise gehörte.⁶ Vielmehr trat der Sprachcharakter dieser Kommunikationsweise selbst in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Gehörlose Menschen mögen besonderer Unterstützung und Zuwendung bedürfen, als Sprecher einer als volltauglich erkannten Ausprägung menschlicher Sprachfähigkeit gebührt ihnen zunächst jedoch vor allem eines: Respekt.

2001 konnten die beiden Gebärdensprachlinguistinnen Wendy Sandler und Diane

6 Unser zusammenfassender Überblick kann den komplexen Entwicklungen naturgemäß nicht in allen Einzelheiten gerecht werden. Für eine engagierte, wenn auch gewissermaßen „vorlinguistische“ Auseinandersetzung mit der (Deutschen) Gebärdensprache Gehörloser innerhalb der gehörlosenpädagogischen Tradition siehe etwa Rammel (1981). Zu den bekannteren frühen Auseinandersetzungen mit der Gebärdensprache gehört ein Abschnitt in der „Völkerpsychologie“ von Wilhelm Wundt (1975 [orig. 1911]).

Lillo-Martin den nach etwa 40 Jahren sprachwissenschaftlicher Beschäftigung mit den Gebärdensprachen Gehörloser erreichten Stand der Dinge wie folgt zusammenfassen:

„It is safe to say that the academic world is now convinced that sign languages are real languages in every sense of the term.“ (Sandler/Lillo-Martin 2001, S. 533)

Dass die akademische Welt vom Wert der Gebärdensprachen überzeugt ist, hat sich in doppelter Hinsicht folgenreich ausgewirkt: Gehörlose sind ermutigt worden, ihre Position als Sprachminderheiten in hörenden Gesellschaften neu zu formulieren, und die hörende Gesellschaft hat sich häufig und zunehmend zu Zugeständnissen gegenüber einer zu lange vernachlässigten Personengruppe veranlasst gesehen.

William Stokoes 1960 publizierte Arbeit „Sign Language Structure: An Outline of the Visual Communication Systems of the American Deaf“ sowie das gemeinsam mit Dorothy Casterline und Carl Croneberg, Stokoes gehörlosen Kollegen am Gallaudet-College, der heutigen Gallaudet-University in Washington, D.C., 1965 veröffentlichte „Dictionary of American Sign Language on Linguistic Principles“ stehen am Ausgangspunkt der modernen sprachwissenschaftlichen Beschäftigung mit Gebärdensprachen.⁷ Stokoes Herangehensweise war und blieb bis in die 1970er Jahre hinein die eines Außenseiters, seine Insistenz aber, dass das spontan verwendete Kommunikationsmittel Gehörloser systematische Eigenschaften habe und in seiner Struktur konsequent zu erfassen sei, erwies sich als zukunftssträftig. Der nächste Meilenstein der Gebärdensprachforschung lässt sich mit den von Ursula Bellugi und Edward Klima am kalifornischen Salk-Institut von San Diego geleiteten linguistischen und psycholinguistischen Untersuchungen noch recht klar benennen; die 1979 veröffentlichte zusammenfassende Ergebnisdarstellung in „The Signs of Language“ hat nachfolgende Arbeiten nachhaltig beeinflusst (Klima/Bellugi 1979; vgl. auch Emmorey/Lane 2000). In den 1980er Jahren begann sich die Gebärdensprachforschung als eine international praktizierte wissenschaftliche Disziplin zu etablieren und ausdifferenzieren. Inzwischen hat die Wissenschaftsgemeinde der Gebärdensprachforscher eine nicht mehr leicht überschaubare Größe und bietet eine große Vielfalt von Themen und Herangehensweisen. Sie artikuliert sich auf wissenschaftlichen Konferenzen (international vor allem auf der Konferenzreihe „Theoretical Issues in Sign Language Research“; vgl. Fischer/Siple 1990, Siple/Fischer 1991, Lucas 1990, Baker/van den Bogaerde/Crasborn 2003, Quer 2008), in fachspezifischen Zeitschriften sowie durch eine Vielzahl von Buch- und Aufsatzveröffentlichungen.⁸

7 Claudia Becker und Alexander von Meyenn gehen in ihrem Beitrag zu diesem Band näher auf Stokoes Arbeiten ein (s. Kap. 2 „Gebärdensprachphonologie: Der Aufbau gebärdensprachlicher Zeichen“).

8 Das Hamburger Institut für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser pflegt eine im Internet zugängliche Bibliographie, die die wissenschaftliche Literatur zu Gebärdensprachen so gut wie vollständig erschließt (<http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/BibWeb/>). Die seit 1987 erscheinende Zeitschrift *Das Zeichen* ist das maßgebliche deutschsprachige Organ der Gebärdensprachbewegung (Signum Verlag; herausgegeben von der Gesellschaft für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser). *Sign Language Studies* (Gallaudet University Press) war die erste, von William Stokoe begründete, in zweiter Folge fortgeführte Fachzeitschrift zum Thema Gebärdensprache. Die sprachwissenschaftliche Diskussion wird insbesondere im *Journal of Sign Language & Linguistics* (Verlag: John Benjamins) geführt. Die inzwischen eingestellte Zeitschrift *Deaf Worlds* (Verlag: Douglas McLean) hatte sich sozialen, kulturellen und politischen Fragestellungen der *Deaf Studies* verschrieben. Mit vornehmlich pädagogischem Bezug werden vergleichbare Fragen auch in der Fachzeitschrift *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* (Oxford University Press) diskutiert. Seit 2007 gibt es mit *The Sign Language Translator and Interpreter* (Verlag: St. Jerome) eine inzwischen als Buchreihe fortgeführte, speziell dem Dolmetschen und Übersetzen mit Gebärdensprache gewidmete internationale Zeitschrift.

Der wissenschaftliche Konsens, demzufolge Gebärdensprachen als „real languages in every sense of the term“ anzusehen sind, hat im allgemeinen zwei Dimensionen. In sprachfunktionaler Sicht wird damit anerkannt, dass Gebärdensprachen menschlichen Kommunikationszwecken prinzipiell vollauf genügen, sich also insbesondere etwa auch für die Verständigung über abstrakte, fachliche oder anderweitig komplexe Sachverhalte eignen. Die gegebene Gestalt einer bestimmten Gebärdensprache mag, wie nicht anders zu erwarten, Beschränkungen, denen die Gemeinschaft ihrer Benutzer unterworfen ist, reflektieren und etwa keine lexikalischen Ausdrücke für Lebensbereiche vorsehen, die Gehörlosen traditionell verschlossen geblieben sind. Grundsätzlich aber haben gehörlose Wissenschaftler und gehörlose Studierende aller nur erdenklichen Fachrichtungen in den letzten Jahren das grobe Vorurteil, Gebärdensprache sei „dem Konkreten verhaftet“, in einer Weise durch die Praxis widerlegt, dass sich jede weitere Diskussion erübrigt.

Die zweite Dimension betrifft die strukturellen Eigenschaften von Gebärdensprachen. Diese Frage ist komplexer und führt über einen allgemeinen Konsens hinaus schnell in fachliche Debatten und Kontroversen. Gebärdensprachen sind „real languages“, vollwertige Sprachen also: Bedeutet dies, dass sie genau so oder nur ähnlich oder doch vielleicht ganz anders als gesprochene Sprachen strukturiert sind? Mit einiger Vergrößerung lässt sich die Geschichte der Beantwortung dieser Frage als ein dialektischer Prozess beschreiben. Die traditionelle, „vorlinguistische“ Antwort bestand weniger in einer sorgfältig begründeten These als in der für selbstverständlich gehaltenen Überzeugung, dass Gebärdensprachen bestenfalls metaphorisch als Sprachen zu betrachten seien: Mit „echten“ sprachlichen Strukturen wurde die, wie man annahm, durch Körperausdruck, in die Luft gezeichnete Bilder und pantomimische Einlagen geprägte Kommunikationsform Gehörloser keinesfalls in Verbindung gebracht. Die linguistisch inspirierte Gebärdensprachforschung formierte sich als Anti-These gegenüber derartigen, als diskriminierend betrachteten Sichtweisen, die sich, so die nunmehr vertretene Auffassung, von der bloßen körperlichen Ausdruckssubstanz hatten irreführen lassen. Hinter dieser Substanz aber wurde nun zunehmend eine Struktur freigelegt, die aufs Haar der gesprochenen Sprachen glich, also Einheiten wie Phoneme, Morpheme und Sätze, Kategorien wie Substantive, Nominalgruppen oder Adverbien sowie Regeln auf den üblichen linguistischen Beschreibungsebenen aufwies. Das Beharren auf der strukturellen Gleichheit der auf den ersten Blick so unterschiedlichen, einmal für das Ohr, das andere Mal für das Auge produzierten Sprachen hatte seinen guten Sinn, politisch ohnehin (wer wollte widersprechen, dass Gebärdensprachen richtige Sprachen seien, wenn doch Linguisten ihr gesamtes Begriffsarsenal darauf anwenden konnten!); aber auch wissenschaftlich erbrachte die konsequente Anwendung des an gesprochenen Sprachen gewonnenen Instrumentariums eine Vielzahl von Einsichten, hinter die nicht mehr zurückzufallen ist.

Und dennoch, hatte nicht auch die traditionelle Sichtweise von Gebärdensprache etwas für sich, wenn man sie nur von allem Vorurteilsballast befreite und auf einen rationalen Kern zurückführte? Ist es so, dass eine Aufzählung wie Deutsch, Suaheli, DGS, Chinesisch und ASL einfach fünf unterschiedliche Einzelsprachen benennt, denen bestimmte sprachliche Universalien gemeinsam sind? Oder gibt es doch Anlass, Gebärdensprachen als irgendwie besonders und anders strukturiert den gesprochenen Sprachen insgesamt gegenüberzustellen? Die Öffnung für Fragen dieser Art kennzeichnet die Suche nach einer Synthese, die den Spezifika des visuell-gestischen

Kommunikationssystems Rechnung trägt, ohne die Einsichten der analogisierenden linguistischen Phase aufzugeben. Wenn wir es richtig sehen, befinden wir uns mitten in dieser Suchphase, und auf ihre Art belegen die Beiträge in diesem Band, dass wir von einer definitiven Antwort noch weit entfernt sind. Für ein besseres Verständnis mancher der nachfolgenden Diskussionsbeiträge gehen wir im folgenden Abschnitt etwas näher auf zwei Eigenschaften von Gebärdensprachen ein, die für die Diskussion über das Verhältnis zu den gesprochenen Sprachen von besonderer Bedeutung sind.

3 Wie besonders sind Gebärdensprachen? Zum Beispiel Simultaneität und Ikonizität

Dass Gebärdensprachen durch Simultaneität (Gleichzeitigkeit) und Ikonizität (Bildhaftigkeit) gekennzeichnet seien, wird oft festgestellt.⁹ Diese beiden Eigenschaften kontrastieren mit zwei anderen Eigenschaften, Linearität (auch: Sequenzialität, Aufeinanderfolge) und Arbitrarität (Willkürlichkeit), die beginnend mit dem Begründer der modernen strukturorientierten Sprachwissenschaft, Ferdinand de Saussure, häufig als elementare Merkmale natürlicher Sprachen angesehen worden sind. Was damit gemeint ist, illustriert so gut wie jeder Satz einer beliebigen gesprochenen Sprache. In einem Satz wie „Das Auto rollt“ folgen Laute und Wörter zeitlich aufeinander, in einem längeren Äußerungszusammenhang würden andere Sätze diesem Satz vorangehen und folgen. Linearität ist also so etwas wie der Gänsemarsch der sprachlichen Einheiten. Ein Wort wie *Auto* ist arbiträr, insofern seine Klangform keinerlei Hinweis auf die Bedeutung des Wortes oder den gemeinten Gegenstand gibt. Dass die mit *Auto* bezeichnete Lautfolge im Deutschen Fahrzeuge bestimmter Art bezeichnet, ist eine reine Konvention, wie ganz anders lautende konventionelle Lautfolgen mit gleicher Bedeutung in anderen Sprachen verdeutlichen (z.B. Englisch *car*, Französisch *voiture*). Linearität und Arbitrarität scheinen also recht offensichtliche Eigenschaften gesprochener Sprachen zu sein. Bedeutet dies aber, dass Sprachen nicht auch andere Eigenschaften haben können oder dass Sprachen, bei denen Linearität und Arbitrarität weniger ausgeprägt sind, keine „richtigen“ Sprachen sind?

Was Linearität betrifft, scheint so viel klar: Die drei Wörter, die den Beispielsatz „Das Auto rollt“ bilden, können von einem Sprecher nicht gleichzeitig hervorgebracht werden. Simultaneität ließe sich künstlich erzeugen, der dabei entstehende Klangsalat wäre aber vermutlich weitgehend unverständlich. Allerdings sind mit jeder Version des Beispielsatzes, die ein Sprecher in einer konkreten Situation äußert, weitere „nicht-lineare“ Begleiterscheinungen verbunden: Eine bestimmte stimmliche Qualität ist zu hören, die auf Person und Zustand des Sprechers verweist, der Satz könnte überrascht, entsetzt, belustigt, spöttisch oder fragend gesprochen oder gar gesungen sein („Ich wär’ ja so gern noch geblie-hi-hi-ben, aber das Au-hau-to rollt ...“). Einzelne Teile des Satzes sind vielleicht hervorgehoben (z.B. der Ausdruck *rollt*, um einer vorangegangenen

9 Vgl. in diesem Band etwa die von Ulrike Zeshan diskutierten „thematischen Merkmale“ von Gebärdensprachen (Kap. 11 „Sprachtypologie: Vielfalt und Einheit von Gebärdensprachen“). Vermeerbergen/Leeson/Crasborn (2007) ist ein Fragen der „Simultaneity in Signed Languages“ gewidmeter Sammelband. Ikonizität wird in einer Vielzahl von Veröffentlichungen über Gebärdensprache diskutiert; für eine allgemeine Orientierung nützlich ist das entsprechende Kapitel in Nöth (2000).

Behauptung wie „Das Auto steht“ zu widersprechen). Gesichtsausdruck, Körperhaltung und Gestik könnten ebenfalls Überraschung, Entsetzen oder eine fragende Haltung zu erkennen geben. Der Sprecher deutet möglicherweise mit dem Finger auf das gemeinte Auto, gibt durch seine Blickrichtung zu erkennen, worüber er spricht, greift den Arm des Gegenübers oder führt gestische Aktionen aus, die auf die rollende Bewegung des Autos bezogen sind.

Nur ein kleiner Teil der genannten sprechbegleitend auftretenden Phänomene wird üblicherweise dem Bereich des Sprachlichen zugerechnet. Alle sichtbaren körperlichen Aktivitäten (Gesichtsausdruck, Körperhaltung, Gestik) werden häufig als „nonverbal“ gleich ganz ausgesondert. Von dem, was akustisch wahrnehmbar ist, gelten gemeinhin lediglich Wortakzent (das Wort Auto wird auf der ersten, nicht zweiten Silbe betont), Frageintonation (durch Heben der Stimme am Satzende) und Kontrastbetonung („Das Auto steht nicht, es **rollt**“) als sprachlich anerkannte nicht-lineare Eigenschaften. Für die Frageintonation gibt es mit dem Fragezeichen eine orthographische Markierung („Das Auto rollt?“). Die in informeller E-Mail-Kommunikation gern verwendeten Emoticons sind ein Versuch, den Eigenschaften, mit denen ein Sprecher in der mündlichen Rede kennzeichnet, wie das Gesagte aufzufassen sein soll, über konventionelle Satzzeichen hinaus auch schriftlich Ausdruck zu verleihen („Das Auto rollt :-“), „Das Auto rollt :-“), „Das Auto rollt :-/“ usw.). Für unsere Zwecke genügt es festzuhalten, dass mit dem Begriff der Linearität zwar etwas recht Offensichtliches über gesprochene Sprachen zum Ausdruck gebracht, zugleich jedoch von der tatsächlichen Simultaneität kommunikativ relevanter Phänomene in konkreten Sprechsituationen abstrahiert wird.

Gebärdensprachen bestehen aus sichtbaren Körperbewegungen, die ein „Sprecher“ einem Adressaten vor Augen führt. Es gelten allgemeine kommunikative Bedingungen: Anders als bei pantomimischen Darbietungen müssen sich die relevanten Körperaktionen z.B. auch im Sitzen ausführen lassen. Unterkörper und Beine sind daher üblicherweise nicht beteiligt, und es sind auch keine Standortveränderungen im Raum erforderlich. Für gebärdensprachliche Mitteilungen können demnach Arme und Hände, Oberkörper, Kopf und Gesicht eingesetzt werden. Offensichtlich kann dies simultan geschehen: Eine Hand oder beide Arme und Hände können Aktionen ausführen, während sich gleichzeitig der Oberkörper in einer bestimmten Haltung befindet, Bewegungen des Kopfes ausgeführt und bestimmte Gesichtsaktivitäten vollzogen werden. Wie wir gesehen haben, spielen alle diese Aspekte in gesprochener Interaktion durchaus auch eine Rolle. Anders als dort aber ist im Fall der gebärdensprachlichen Kommunikation unmittelbar klar, dass sichtbare körperliche Mitteilungselemente nicht grundsätzlich aus dem Bereich des Sprachlichen ausgeschlossen werden können – es bliebe schlicht nichts übrig! Man könnte auf den Gedanken kommen, dass Gebärdensprache eben nur aus Gebärden besteht, den wortähnlich benutzten konventionellen Handzeichen also, aber die Fachliteratur bietet vielfältigste Belege dafür, dass „nonmanuelle“ körperliche Kommunikationssignale wesentlicher Bestandteil gebärdensprachlicher Mitteilungen sind und sich Gebärdensprache keinesfalls auf manuelle Mitteilungseinheiten reduzieren lässt.

Wir haben also keine Wahl als anzuerkennen, dass Gebärdensprachen tatsächlich ein vergleichsweise großes Potential an Simultaneität bieten, und sei es auch nur deshalb, weil es keine einfache Möglichkeit zu geben scheint, sprachliche von nichtsprachlichen Signalen zu unterscheiden. Man wird zwar nicht umhin kommen, auch hier Unterscheidungen treffen zu wollen. So wird z.B. üblicherweise „emotionaler“ von „gramma-

tischem“ Gesichtsausdruck unterschieden: Wenn dem Gebärdenden ein aktueller freudiger Gefühlszustand ins Gesicht geschrieben steht, kann dies als bloßer emotionaler Ausdruck angesehen werden; die Markierung einer Entscheidungsfrage, auf die eine Ja- oder Nein-Antwort erwartet wird („Rollt das Auto?“), durch ein Heben der Augenbrauen und Vorneigen des Kopfes hat dagegen offenbar sprachlich-systematischen Charakter. Was ist aber, wenn der Gebärdende ein ihm durch einen Dritten angetanes Unrecht beschreibt und durch einen freudigen Gesichtsausdruck die dreiste Haltung dieses anderen charakterisiert? Der pantomimeähnliche Einsatz des eigenen Körpers zur Nachahmung der Handlung eines anderen wird in der Gebärdensprachliteratur häufig als „constructed action“ beschrieben (vgl. Fischer/Kollien 2006). „Emotionaler“ Gesichtsausdruck ist zweifellos häufig Bestandteil derartiger Mitteilungseinheiten.

Es bleibt also dabei: Gebärdensprachliche Mitteilungen werden mit Armen, Händen, Oberkörper, Kopf und Gesicht gebildet, und diese verschiedenen Artikulatoren können in unterschiedlicher Weise Simultaneität realisieren, sei es, dass beide Hände unterschiedliche manuelle Zeichen gleichzeitig ausführen, dass manuelle Aktivität von Bewegungen des Mundes (die Sprechbewegungen nachbilden können oder auch nicht) begleitet wird, dass sich ein Kopfschütteln parallel zur Gebärdenausführung erstreckt, dass eine Körperhaltung mit einem bestimmten Gesichtsausdruck einhergeht, dass die Blickrichtung über den Bezugspunkt einer simultan produzierten Gebärde Auskunft gibt, oder was der denkbaren Kombinationen mehr ist. Bei aller Betonung simultaner Mitteilungsmöglichkeiten sollte jedoch nicht übersehen werden, dass auch Gebärdensprachen zunächst und vor allem durchaus „linear“ operieren: Dass Rollen eines Autos würde auch gebärdensprachlich dadurch zum Ausdruck gebracht, dass zunächst der Bezug auf das gemeinte Auto (etwa durch die Gebärde AUTO, möglicherweise in Verbindung mit einer identifizierenden Zeigegeste) hergestellt und dann der Vorgang des Rollens (z.B. durch die Gebärde ROLLEN und/oder eine abbildende Gebärde für die Bewegung des Fahrzeugs, vgl. Abb. 1.3) bezeichnet würde. Linearität ist also eine Laut- und Gebärdensprachen grundsätzlich gemeinsame Eigenschaft, aber während Linguisten gesprochener Sprachen es sich – ob zu Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt – leisten können, auf die Berücksichtigung simultaner Kommunikationsaspekte recht weitgehend zu verzichten, kommen Gebärdensprachwissenschaftler nicht umhin, das große Simultaneitätspotential von Gebärdensprachen grundsätzlich in Rechnung zu stellen und im Einzelnen zu analysieren.

Ikonzität ist eine bestimmte Art der „Motivierung“ von Zeichen. Wie wir gesehen haben, ist die Beziehung zwischen Form und Bedeutung im Fall des Wortes „Auto“ arbiträr bzw. „unmotiviert“. Natürlich lässt sich das Wort historisch herleiten (es handelt sich um eine Kurzform von „Automobil“, das wiederum auf griechische und lateinische Wurzeln zurückgeht und so viel wie „selbstbewegendes Ding“ bedeutet). Für den Sprecher ist „Auto“ aber einfach nur die im Deutschen nun einmal gegebene Bezeichnung bestimmter Fahrzeuge. Nehmen wir dagegen an, ich wolle mit einem gestischen Zeichen auf ein bestimmtes Auto hinweisen, das am Straßenrand geparkt steht. Offensichtlich wäre es wenig sinnvoll, mit dem Zeigefinger hoch in die Luft zu weisen. Es bietet sich dagegen an, mit dem Zeigefinger in die Richtung des geparkten Fahrzeuges zu deuten. Die Form des Handzeichens (genauer, seine Ausrichtung) ist in diesem Fall „motiviert“ durch den Ort, an dem sich der gemeinte Gegenstand befindet. Zeichen dieser Art werden zu den „indexikalisch“ motivierten Zeichen gezählt: Ein indexikalisches

Zeichen oder kurz Index ist durch ein Ursache-Folge-Verhältnis zwischen Zeichenform und bezeichneter Sache geprägt. Ein Feuer verursacht den Rauch, der als Zeichen für Feuer wahrnehmbar wird. In einem etwas anderen, aber vergleichbaren Sinn „verursacht“ bzw. motiviert der Ort, an dem sich ein gemeintes Ding befindet, die Ausrichtung einer zeigenden Geste.

Nehmen wir nun dagegen an, ein Kind zeige uns ein Bild, das die Erlebnisse einer gemeinsam unternommenen Autofahrt verarbeitet. Das Auto, in dem die Fahrt unternommen wurde, ist vermutlich unschwer auf dem Bild zu erkennen, da es sich bei der betreffenden Zeichnung um ein ikonisch motiviertes Zeichen handeln dürfte: Bestimmte Aspekte der Linienführung, Farbe und Größenverhältnisse ähneln – wenngleich vielleicht nur auf ungefähre, andeutende oder indirekte Art und Weise – dem mir bekannten, zumindest aber einem prototypischen Auto. Ikonische Zeichen sind also dadurch charakterisiert, dass zwischen Zeichenform und gemeintem Gegenstand ein sichtbares oder hörbares Ähnlichkeitsverhältnis besteht. Das Piktogramm, auf dem ein kleines stilisiertes Flugzeug den Weg zum Flughafen weist, ist ein ikonisches Zeichen, ebenso eine Landkarte, die die Lage- und Größenverhältnisse zwischen Orten, Bergen und Flüssen abbildet, oder die musikalische Wiedergabe von Tierlauten in einem Instrumentalstück.¹⁰

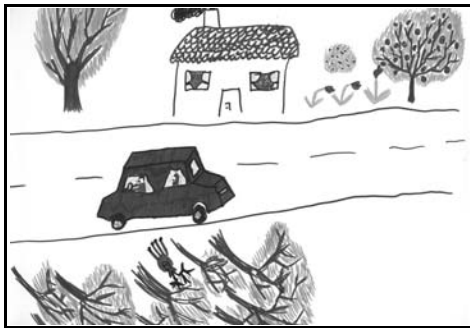


Abb. 1.1: Kinderzeichnung (Danke, Marit!) und Piktogramm

Unsere Diskussion von Simultaneität in Gebärdensprachen enthielt bereits Hinweise auf ikonische Zeichenelemente. Ein freudiger Gesichtsausdruck ist zunächst indexikalisch mit einem freudigen Gemütszustand verbunden: Wir können einen bestimmten Gesichtsausdruck „lesen“, weil wir wissen, welcher Gemütszustand diesen bestimmten Gesichtsausdruck typischerweise verursacht. Der Gehörlose, der durch einen freudigen Gesichtsausdruck die dreiste Haltung eines Dritten charakterisiert, macht sich diesen Umstand in bestimmter Weise zunutze: Er erwartet (und kann in aller Regel davon ausgehen), dass sein Gegenüber erkennt, dass es sich bei dem von ihm produzierten freudigen Gesichtsausdruck um ein ikonisches Zeichen handelt, eine bloße Abbildung des Gesichtsausdrucks also, den die gemeinte Person gehabt haben könnte, weil sie die geschilderte Tat

¹⁰ Die hier vorgenommene Einteilung in unmotivierte (arbitäre) und motivierte (indexikalische und ikonische) Zeichen entspricht der von Charles S. Peirce in seiner Semiotik entwickelten klassischen Charakterisierung von Zeichentypen als Symbol, Index und Ikon. Für eine zusammenfassende Darstellung s. Nöth (2000).

in einem bestimmten Gemütszustand ausgeführt hat. Die *constructed action* beschränkt sich in aller Regel nicht auf den Gesichtsausdruck: Der Gebärdende mag uns etwa vor Augen führen, wie die gemeinte Person in erwartungsvoller Vorfreude um eine Tür herum lugt, die sie zugleich öffnend zu sich heranzieht. Tür, Türklinke und alle übrigen Zutaten dieser Szene sind imaginär. Was man sieht, ist eine bestimmte Körperhaltung, ein bestimmter Gesichtsausdruck und die zur Faust geballte Hand, die sich in Richtung Körper bewegt. Was damit gemeint ist, verstehen wir, insofern wir die Körperaktionen als ikonische Zeichen zu deuten in der Lage sind.



Abb. 1.2: hineinlugen_____
MANIP-klinke-ÖFFNEN

Die simultan einsetzbaren körperlichen Mittel der Gebärdensprache legen also eine bestimmte Art von Ikonizität unmittelbar nahe: Sichtbares Handeln und Verhalten von Personen kann durch abbildende Körperaktionen wiedergegeben werden. In begrenztem Umfang spielen dabei auch räumliche Aspekte eine Rolle: Der Gebärdende wird Oberkörper, Kopf und Blick in dieser oder jener Weise ausrichten, ohne allerdings etwa seinen Standort zu wechseln. Der mit den Armen erreichbare „Gebärdensraum“ bietet darüber hinaus weitere Möglichkeiten der ikonischen Abbildung, die sich speziell für die Darstellung räumlicher Verhältnisse nutzen lassen. Nehmen wir an, wir befänden uns auf einer Autofahrt durch die Berge, machten an einer nicht ganz ebenen Stelle Rast und unser Auto käme ins Rollen. Um das Rollen des Autos mitzuteilen, sei es an einen Mitfahrer in der Situation selbst gewandt oder bei einer rückblickenden Schilderung des Erlebnisses, würde man sich gebärdensprachlich vermutlich nicht auf die Gebärden AUTO und ROLLEN beschränken, vielmehr läge es nahe, die Art und Weise des Rollens konkret abzubilden. Die flache, mit der Handfläche nach unten weisende Hand könnte als sogenannte „Klassifikatorhandform“ benutzt werden, um darzustellen, was mit dem Fahrzeug geschieht: Den zu schildernden Gegebenheiten entsprechend, würde die Hand schneller oder langsamer im Gebärdensraum bewegt, mit der „Schnauze“ (den Fingerspitzen) in einem bestimmten Winkel nach unten oder oben weisend, im Bogen um eine Kurve herum usw.



Abb. 1.3: AUTO SUBST-auto-ROLLEN-rückwärts-abwärts

Vergleichbare Ausdrucksformen in direkter gesprochener Kommunikation zu finden, ist grundsätzlich möglich, sie scheinen hier jedoch nicht den gleichen Stellenwert zu besitzen. Äußerungen anderer, die in direkter Rede wiedergegeben werden, können in Tonfall und Sprechweise den anderen Sprecher nachahmen, und sicherlich kann in einer lebhaften Schilderung auch das Verhalten einer dritten Person durch entsprechende Körperaktionen nachgeahmt werden. Um konkrete räumliche Verhältnisse zu beschreiben, könnte man zeigende oder abbildende gestische Bewegungen ausführen, auf Requisiten zurückgreifen und etwa eine Tasse, ein Glas und einen Teller annähernd ähnlich arrangieren oder z.B. eine Zeichnung anfertigen. Derlei Aktionen werden in der gesprochenen Kommunikation allerdings nicht systematisch genutzt und haben meist eher ergänzenden Charakter. Sieht man von kommunikativen Äußerungen wie Stimmnachahmung, Gestik, Pantomime, Requisiten oder Zeichnungen ab und betrachtet man gesprochene Sprachen als weder körperlich noch räumlich greifbare Lautereignisse, dann dürfte sich das Kennzeichen der Arbitrarität maßgeblich den beschränkten Möglichkeiten der ikonischen Zeichengestaltung verdanken, die die akustisch-vokale Modalität bietet.

Dies bestätigt der vergleichende Blick auf das Lexikon der beiden Sprachtypen. *Auto*, *Baum*, *Katze*, *Tisch* oder *Straße* sind arbiträre Zeichen im Wortschatz des Deutschen. Für *Auto* und *Katze* finden sich in der Kindersprache ikonische Formen („Brmm“ oder „Miau“, wie in „Wo ist die Miau?“). Zu der Gruppe von Wörtern, die durch Klangnachahmung ikonisch sind, sogenannten Onomatopoeika, gehören Ausdrücke wie *Kuckuck*, *gluckern*, *boing*, *gurren*, *quieken* und *flutschen*. Insgesamt handelt es sich aber um eher seltene Ausnahmen von der Arbitrarität sprachlicher Zeichen in gesprochenen Sprachen. Die natürliche Motivierung weniger Wörter dieser Art „kann nicht als Hinweis auf lautmalenden Ursprung der Sprache gewertet werden“ (Bußmann 2002, S. 484). Wie ein lautmalendes Wort für ‚Baum‘, ‚Tisch‘ oder ‚Straße‘, ganz zu schweigen von ‚Vanille‘, ‚Virus‘ oder ‚Internet‘ klingen sollte, ist tatsächlich auch nicht leicht vorstellbar.

Ganz anders in gebärdeten Sprachen. Die Dinge der Welt sind uns zuallererst aufgrund von sichtbaren Eigenschaften zugänglich, die ein benennendes visuelles Zeichen unmittelbar aufgreifen kann. Natürlich wäre es abstrakt vorstellbar, an den offensichtlichen visuellen Eigenschaften der Dinge gewissermaßen vorbeizuschauen, um arbiträre Zeichen zu bilden. Um einen Elefanten zu bezeichnen, könnte man also – um

etwas zu erfinden – mit der Faust zweimal gegen die eigene Schulter klopfen. Dieselbe Bewegung mit der flachen Hand ausgeführt, könnte etwa der Bezeichnung von Katzen dienen. Ist es aber nicht ungleich sinnfälliger und sinnvoller, dass die DGS-Gebärde KATZE an die Schnurrbarthaare einer Katze, die Gebärde ELEFANT aber an den Rüssel eines Elefanten erinnert? In beiden Fällen handelt es sich um Bezeichnungen für die bestimmten Tierarten, nicht etwa für Schnurrbarthaare oder Rüssel. Die beiden Gebärden sind also nicht unmittelbar abbildend, sondern haben Symbolcharakter. Allerdings sind sie ikonisch motiviert, wie es für ein visuelles Kommunikationssystem in besonderer Weise angemessen und naheliegend ist.

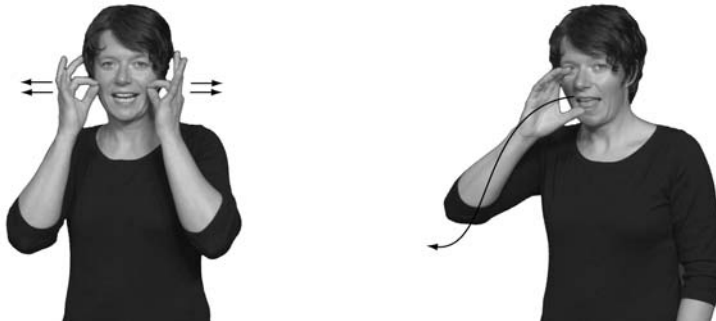


Abb. 1.4: Die Gebärden KATZE und ELEFANT

Dass lautsprachliche Zeichen („Wörter“), wie von Saussure betont, in der Regel arbiträr, gebärdensprachliche Zeichen dagegen meist ikonisch motiviert sind, kann bei näherer Betrachtung also nicht wirklich überraschen: Die vornehmlich und zumal von Gehörlosen mit den Augen wahrgenommenen Dinge der Welt bieten sichtbaren Zeichen ungleich viel mehr Anknüpfungspunkte als akustischen. Der Herkunft der Zeichen etymologisch auf den Grund zu gehen, ist im einen wie anderen Fall von Interesse und bietet doch wesentliche Unterschiede. Während sich hörende Laien jenseits von volksetymologischen Deutungen auf die Ergebnisse sprachhistorischer Forschung beziehen müssen, um den Entwicklungsweg eines Wortes nachzuvollziehen, ist Etymologie gewissermaßen Volkssport unter Gehörlosen: Soweit eine ikonische Motivation nicht unmittelbar evident ist, bietet der Austausch darüber, welches Bild der Form einer bestimmten Gebärde zugrundeliege, einen beliebten Gegenstand des Gesprächs und der Spekulation. Dass es einen solchen ikonischen Ausgangspunkt geben sollte, ist eine selbstverständliche und selten enttäuschte Erwartung. Zugleich sind Verwendung und Spekulation aber doch zweierlei: Für den aktuellen Gebrauch eines manuellen Zeichens ist der ikonische Gehalt durchaus unerheblich. Die Zeichen haben einen symbolischen Wert und stehen für Bedeutungen wie ‚Auto‘, ‚Baum‘, ‚Magdeburg‘, ‚teilen‘ oder ‚krank‘. Spekulationen können zudem zutreffen oder nicht: Die Gebärde MAGDEBURG mag mit dem Wort *Magd* zusammenhängen, sie mag an die Zerstörungen erinnern, die die Stadt über die Jahrhunderte erlitten hat, oder sie mag darauf zurückgehen, dass Magdeburg Herstellungsort des zu DDR-Zeiten bekannten Kaffees „Röstfein“ war (und neuerdings wieder ist).



Abb. 1.5: MAGDEBURG

Für die Verwendung des Zeichens ist es einerlei, ob das eine, das andere oder gar nichts von alledem zutrifft. Ikonizität führt auch keineswegs umstandslos zu Transparenz oder Universalität. Dass eine Gebärde TEILEN mit der Handkante der einen Hand teilende Bewegungen auf der Handfläche der anderen Hand macht, mag einleuchtend scheinen, aber deswegen weiß der nicht sprachkompetente Zuschauer diese Bewegungen im gebärdeten Zusammenhang noch lange nicht zu deuten. Dass ein imaginäres Steuerrad bewegt wird, um – metonymisch vermittelt – ein Auto zu bezeichnen, und sich die Abbildung von Stamm und Krone für eine Gebärde BAUM anbietet, erscheint nur so lange zwingend, bis man feststellt, dass andere Gebärdensprachen andere ikonische Bezugspunkte zur Bezeichnung derselben Dinge herausgegriffen und konventionalisiert haben.



Abb. 1.6: Die Gebärde BAUM in Amerikanischer, Dänischer und Chinesischer Gebärdensprache (nach: Klima/Bellugi 1979, S. 21)

Wie besonders sind also nun Gebärdensprachen? Mit Bezug auf die beiden hier diskutierten Merkmale ist es offenbar tatsächlich so, dass einem räumlich realisierten visuell-gestischen Kommunikationssystem Eigenschaften zukommen, die in gesprochenen Sprachen nicht in gleicher Weise zentral oder ihnen sogar gänzlich fremd sind. Abstrahiert man von den stimmlichen und körperlichen Begleiterscheinungen direkter persönlicher Kommunikation und betrachtet gesprochene Sprachen als reine Lautereignisse,

dann spielen Simultaneität und Ikonizität zweifellos eine untergeordnete Rolle. Zugleich sind jedoch viele der in Gebärdensprachen genutzten Ausdrucksmöglichkeiten dem Mitteilungsverhalten, das auch Hörende in körperlicher Kopräsenz an den Tag legen, durchaus nicht grundsätzlich fremd. Gebärdensprachbenutzer nutzen das kommunikative Potential, das die eigene Leiblichkeit jedem Kommunikationsbeteiligten bietet, vielmehr lediglich mit weitaus größerer Konsequenz. Eigenschaften wie Simultaneität und Ikonizität bleiben dabei nicht länger peripher, sondern gewinnen an Systematik und Funktion. Gebärdensprachen deshalb aus dem Kreis der „richtigen Sprachen“ ausschließen zu wollen, wäre eine willkürliche und ungerechtfertigte Entscheidung. In jeder Hinsicht sinnvoller ist es, Gebärdensprachen als Sprachen zu betrachten, denen modalitätsbedingt gewisse Eigenheiten zukommen, die eine Zusammenfassung zu einem bestimmten Sprachtyp begründen könnten. Simultaneität und Ikonizität dienen damit nicht länger der Abgrenzung von Sprachlichem und Nicht-Sprachlichem, sondern erweisen sich als Dimensionen, denen die konkrete Beschreibung einer Gebärdensprache im Einzelnen Rechnung zu tragen hat. Die nachfolgenden Beiträge versuchen dies für die DGS zu leisten.

4 Anliegen und Inhalt des vorliegenden Buches

4.1 Entstehung und Ziele

Ausgangspunkt unseres Buchprojekts waren Erfahrungen, die wir mit der Vermittlung gebärdensprachlinguistischer Konzepte an Studierende des Gebärdensprachdolmetschens an der Hochschule Magdeburg-Stendal gemacht haben. Unserer Ansicht nach fehlte für diesen Bereich und dieses Lernniveau eine geeignete deutschsprachige Darstellung, die verfügbares gebärdensprachlinguistisches Wissen im Sinne eines Fachlehrbuches differenziert, kompakt und griffig aufbereitet. Ein solches Werk zu erarbeiten war somit Ziel unseres Projekts. Das zu erstellende Buch sollte eine überblicksartige Einführung in die Gebärdensprachlinguistik bieten, die auf der Höhe der Zeit ist und Lesern eine Orientierung ermöglicht, indem sie, soweit verfügbar, gesichertes Wissen zugänglich macht. Soweit sie sich dazu eigneten, grundsätzliche Aspekte zu erhellen, sollten jedoch auch speziellere Sichtweisen, kritische Einschätzungen oder die Diskussion aktueller Einzelfragen berücksichtigt werden. Unser Buch hat einen offensichtlichen Vorläufer, dem wir zu Dank verpflichtet sind: Penny Boyes Braems „Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung“ (in 3. Auflage 1995 im Signum Verlag erschienen) hat inzwischen einer Generation von Interessierten grundlegende Einsichten vermittelt und wird auch weiterhin als Hinführung und Überblick unverzichtbar bleiben. Ausdrücklich hingewiesen sei auch auf die von einem Team um Chrissostomos Papaspyrou herausgegebene „Grammatik der Deutschen Gebärdensprache aus der Sicht gehörloser Fachleute“ (2008, Signum Verlag), die sich mit großem Gewinn als Ergänzung, Konkretisierung und bisweilen gewiss auch Relativierung des hier in einigen Kapiteln Dargestellten lesen lässt.

Ausgehend von bestehenden Kontakten haben wir uns bemüht, einen möglichst breiten Kreis von Autorinnen und Autoren für die Beiträge des vorliegenden Bandes zu gewinnen. Unsere Auswahl war von dem Versuch geleitet, größtmögliche Erfahrung und

fachliche Kompetenz für den jeweilig zu bearbeitenden Aspekt zu berücksichtigen. Die einzelnen Kapitel sind einem bestimmten Bereich der Gebärdensprachlinguistik gewidmet und wurden in der Verantwortlichkeit der beitragenden Autorinnen und Autoren verfasst. In der Regel gab es einen recht intensiven Dialog zwischen den Autorinnen und Autoren mit dem Herausgeberteam. Dass sich dieser und die Fertigstellung des Bandes insgesamt bedeutend länger hingezogen hat, als allen Beteiligten lieb war, ist bedauerlich und liegt, von allen anderen besseren und schlechteren Gründen abgesehen, sicherlich auch an der Vielzahl der Köche, die den Brei aber hoffentlich letztlich doch nicht verdorben haben.

Es war uns ein besonderes Anliegen, eine möglichst weitgehende Beteiligung gehörloser Autorinnen und Autoren bzw. Koautorinnen und Koautoren zu erreichen. Dies ist durchaus gelungen, wenn auch insgesamt nicht in dem Umfang, den wir uns gewünscht hätten (zu den Autorinnen und Autoren siehe unten, Abschnitt 4.2). Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Gebärdensprachlinguistik nach wie vor maßgeblich von Hörenden geprägt wird und dass sich ein stärkeres akademisches und fachliches Engagement Gehörloser nur allmählich und in Teilbereichen durchsetzt. Für die hier in Autoren- und Herausgeberfunktion beteiligten Hörenden besteht kein Zweifel daran, dass sich substantielle Fortschritte in unserem Verständnis von Gebärdensprachen ohne die kompetente Mitwirkung ihrer primären Benutzer nicht erreichen lassen werden.

Mit dem nun vorliegenden Buch richten wir uns an Personen, die studierend, lehrend oder berufspraktisch in den Bereichen Gebärdensprachdolmetschen, *Deaf Studies*, allgemeine Sprachwissenschaft bzw. den Philologien tätig sind, sowie an Gebärdensprach- und Gehörlosenpädagoginnen und -pädagogen. Aber wir hoffen, dass auch Gebärdensprachdozentinnen und -dozenten, Gebärdensprachlernende und andere Personen in der und um die Gehörlosengemeinschaft von den hier behandelten Inhalten profitieren können. Wir haben das Buch ein „Handbuch zur Deutschen Gebärdensprache“ genannt und sind uns bewusst, dass wir damit hoch, vielleicht zu hoch gegriffen haben. Wer die Beiträge zu diesem Band liest, wird unschwer feststellen, wie wenig gesichert und wie unvollständig das Wissen nach wie vor ist, das wir von der Gebärdensprache haben. Auch war es nicht unser Anliegen, unterschiedliche Perspektiven und Herangehensweisen der Autorinnen und Autoren zu harmonisieren. Es ist daher möglich, ähnliche oder gleiche sprachliche Gegenstände je nach Zusammenhang und Sichtweise der Beitragenden unterschiedlich beschrieben zu finden. Querverweise und Registerinträge sollen in diesen Fällen einen Vergleich ermöglichen, aber es hat zu unserem Verständnis dessen, was ein Handbuch zur DGS gegenwärtig leisten kann, gehört, auf den Versuch, abschließender Zusammenfassung und Wertung zu verzichten. Handbuch ist das vorliegende Werk also nicht in dem Sinne der Präsentation eines weitgehend abgeschlossenen Wissenskanons, sondern lediglich in dem bescheideneren Verständnis, gegenwärtiges Nachdenken über die Gebärdensprache Gehörloser in Deutschland in einem repräsentativen Ausschnitt einer interessierten Leserschaft zugänglich machen. Dass Leserinnen und Leser das Buch zur Hand nehmen mögen, um zu weiteren, eigenständigen Einsichten zu gelangen, ist unser ausdrücklicher Wunsch.

4.2 Wege zur Gebärdensprache: Anmerkungen zu den Autorinnen und Autoren

Das Autorenverzeichnis am Ende des Buches gibt Auskunft über Hörstatus und derzeitiges berufliches Betätigungsfeld der hier Beteiligten. Nachfolgend werden einige darüber hinausgehende Informationen gegeben, die dazu dienen sollen, dem von Paddy Ladd formulierten Verlangen zu entsprechen, dass, wer über Gehörlose und Gebärdensprache spreche und schreibe, erklären möge, vor welchem Erfahrungshintergrund er oder sie Stellung beziehe.¹¹ Insbesondere sollte es von Interesse sein, nachvollziehbar zu machen, wie sich Beziehungen zur Gebärdensprache ergeben haben und was diese Sprache und ihre gehörlosen Benutzer für die Beteiligten bedeuten.

Bei den beteiligten Gehörlosen ist der Fall klar. Für einige von ihnen ist die Gebärdensprache auch in dem Sinne Muttersprache, dass sie schon der frühkindlichen Kommunikation mit den ebenfalls gehörlosen Eltern diene (Thomas Geißler, Sabine Fries, Waldemar Schwager). Für alle aber ist sie ein im Kindesalter erworbenes und für das Leben mit Freunden und Familie zentrales Verständigungsmittel. Margit Hillenmeyer nennt sie „meine eigene, mir sehr ans Herz gewachsene Sprache“ und ist damit gewiss nicht allein. Alle beteiligten Gehörlosen arbeiten heute mit ihrer Sprache in Bildungs- und Forschungszusammenhängen, aber nur Christian Borgward konnte dafür den zielgerichteten Weg über eine entsprechende Ausbildung (Studium der Gehörlosenpädagogik) nehmen. In den meisten anderen Fällen reflektieren die ursprünglich gewählten Ausbildungsberufe Verhältnisse, die eine akademische Laufbahn Gehörloser nach wie vor erheblich erschweren.

Bei den beteiligten Hörenden gehen Gebärdensprachkenntnisse und Vertrautheit mit Gehörlosen nur im Fall von Regina Leven auf ein gehörloses Elternhaus zurück. In allen übrigen Fällen waren die Wege indirekter und eine Verbindung stellte sich häufig erst im fortschreitenden Alter ein. Savina Tilman kam „schon in sehr jungen Jahren zur Gebärdensprache – und dann nie wieder von ihr weg“. Susanne König hat sich „schon seit meiner Jugend ... für Gebärdensprache interessiert“ und ist über einen LBG-Volkshochschulkurs dazu gekommen, Gebärdensprache als Studienfach zu wählen. Gudrun Hillert berichtet, wie die Kontaktaufnahme zu einem gehörlosen Mädchen Teil ihres Bemühens war, Einschränkungen zu überwinden, die das Leben in einem niedersächsischen Dorf für eine wissbegierige Jugendliche bedeutete, und wie mit diesem Kontakt „eine Reise in die Welt der Gehörlosen über den Weg eines autodidaktischen Gebärdenspracherwerbs“ begann. Bei Claudia Becker ergaben sich Kontakte und Lernmöglichkeiten in der Zeit ihres Lehramtsstudiums durch Besuche in einem lokalen Gehörlosenverein. Martje Hansens Interesse wurde durch eine gehörlose Arbeitskollegin, die sich für die politische Anerkennung der DGS engagierte, geweckt. Tomas Vollhaber inspirierten Parallelen zwischen schwuler Emanzipationsbewegung und Gebärdensprachbewegung zu nachhaltiger Auseinandersetzung mit der Situation gehörloser Menschen.

Für viele der hier Beitragenden ergaben sich erste Berührungspunkte ausgehend von sprachlichen und sprachwissenschaftlichen Interessen. Für Reiner Konrad genügte ein „Aushang an der Uni“, um sein Interesse zu wecken, Gebärdensprache zu erlernen.

11 Als „Entmystifizierung des Autors“ beschreibt Ladd eine solche Positionsbestimmung (2008, S. 19). Die nachfolgenden Informationen und Zitate gehen auf persönliche Mitteilungen der Beteiligten an das Herausgaberteam zurück.

Ulrike Zeshan und Hanna Eichmann kamen „über die theoretische Sprachwissenschaft“ zur Gebärdensprache. Sonja Erlenkamp wurde während ihres Studiums der Sprachwissenschaft von einem „wissenschaftlichen Assistenten, der zufällig DGS konnte“ mit der Begeisterung für diese Sprache angesteckt. Juliane Klann besuchte ein Seminar zur Gebärdensprachlinguistik an der Universität zu Köln und belegte „anschließend direkt einen DGS-Kurs“. Constanze Schmaling hatte neben ihrem Afrikanistik-Studium einige DGS-Kurse besucht. Die Freundschaft und Nachbarschaft mit Gehörlosen während eines Studienjahres in Nigeria führte sie zu einer vertieften Beschäftigung mit Gebärdensprachen. Horst Ebbinghaus ließ die wissenschaftliche Beschäftigung „mit dem sogenannten nonverbalen Verhalten ... auf jene Kommunikationsform der Gehörlosen stoßen, die sich scheinbar ausschließlich ‚nonverbal‘ realisierte“, und es war sein Anstoß, der Jens Heßmann veranlasste, eine berufliche Perspektive als Gymnasiallehrer zugunsten weiterer Beschäftigung mit Gehörlosen und Gebärdensprache aufzugeben.

Karitative Beweggründe („Gehörlosen helfen“) finden sich selten oder nie in den persönlichen Beschreibungen. Verallgemeinern lässt sich wohl eher, was Gudrun Hillert von sich schreibt: „Meine Faszination für die tauben Menschen und ihre Gebärdensprache rührt von der Begeisterung für alle Menschen und alle Sprachen dieser Welt.“ Für die meisten der hörenden Beitragenden gilt wie für Bärbel Hänel-Faulhaber: Sie kamen „zur Gebärdensprache aus Interesse/Faszination“, waren fasziniert „von dieser visuellen Sprache“ („und entsetzt, dass ich während meines gesamten Romanistikstudiums nie etwas von Gebärdensprachen gehört hatte“ – Martje Hansen) oder davon, dass es an der Gebärdensprache „immer noch so viel Neues zu entdecken gibt“ (Susanne König). Gabriele Langer hat Gebärdensprache studiert, „weil ich eine exotische, ganz andere Sprache lernen wollte“. „Intellektuelle Herausforderung und ästhetische Faszination“ (Horst Ebbinghaus) gehen miteinander einher: Ulrike Zeshan hat „immer besonders die Ästhetik gebärdensprachlicher Kommunikation fasziniert“, Barbara Hänel-Faulhaber betrachtet Gebärdensprachpoesie als „die ästhetisch kunstfertigste Ausdrucksform“. Für Juliane Klann ist die „Beschäftigung mit den neurolinguistischen Grundlagen der Gebärdensprachforschung ... meine große Leidenschaft“. Gabriele Langer erlebt Gebärdensprachforschung „wie eine Entdeckungsreise oder Schatzsuche“. Tomas Vollhaber vermutet, dass Gebärdensprache für Hörende eine Sprache sei, „in der sie etwas zum Ausdruck bringen, das über ihr Lautsprachvermögen hinausreicht“, und tatsächlich begeistert Gebärdensprache Claudia Becker „immer wieder mit ihren Ausdrucksmöglichkeiten und führt mir auch immer wieder meine eigenen Grenzen als lautsprachlich aufgewachsener, hörender Mensch vor Augen“.

Der einhelligen Begeisterung für die Gebärdensprache stehen individuell unterschiedliche Beziehungen zu Gehörlosen und ihrer Gemeinschaft gegenüber. Fraglos gemeinsam ist allen Beitragenden die Überzeugung, dass die Gehörlosengemeinschaft gesellschaftlichen Respekt und nachhaltige Förderung verdient, dass in dieser Hinsicht wichtige, aber immer noch unzureichende Fortschritte erzielt worden sind und dass insbesondere die Bildungssituation gehörloser Menschen nach grundlegender Veränderung und Verbesserung verlangt. Wie Reiner Konrad ist den Beitragenden ganz überwiegend die „sinnvolle Tätigkeit mit den Betroffenen selber in einem gemischten Team aus Hörenden und Gehörlosen“ wichtig, auch wenn nicht jeder die Möglichkeit hat, wie Ulrike Zeshan „sehr eng mit gehörlosen Mitarbeitern aus aller Welt“ zusammenzuarbeiten. In nicht ganz wenigen Fällen haben sich über Arbeitsverhältnisse hinaus per-

sönliche Bindungen ergeben, so dass Gebärdensprache in das „täglich-private Allerlei“ Eingang gefunden hat, worüber man sich, wie Savina Tilman es für sich beschreibt, „immer wieder aufs Neue freuen kann“.

4.3 Kapitelübersicht

Das vorliegende „Handbuch Deutsche Gebärdensprache“ orientiert sich thematisch am Zuschnitt der traditionellen linguistischen Disziplinen. Über den Bereich der Systemlinguistik hinaus werden außer den wichtigsten Bindestrich-Disziplinen (Sozio-, Psycho- ...) auch einige Aspekte berücksichtigt, die nicht zum Kernbestand der Gebärdensprachlinguistik gehören, aber sprachliche Gegenstände durchaus betreffen und für bestimmte Lesergruppen besonders interessant sein dürften. Jedem Kapitel ist ein Abschnitt mit Hinweisen auf weiterführende Literatur beigegeben, der für eine vertiefende Beschäftigung mit den dargestellten Inhalten genutzt werden kann.

Der erste Teil des Buches (Kap. 2-6: Phonologie, Morphologie, Lexikon, Syntax, Text) widmet sich den strukturellen Aspekten von Gebärdensprachen in einer üblichen, von den kleineren zu den größeren sprachlichen Einheiten fortschreitenden Kapitelfolge. Claudia Becker und Alexander von Meyenn beschreiben in Kapitel 2 den Aufbau gebärdensprachlicher Zeichen („Phonologie“) und gehen dabei detailliert auf mit den Händen oder aber weiteren, „nichtmanuellen“ Elementen geformte Zeichenanteile ein. Über die klassische, im Gebärdensprachunterricht oft als „Parametermodell“ vorgestellte Sichtweise gebärdensprachlicher Zeichen hinaus werden Entsprechungen zur Prosodie von Lautsprachen (also zu Tonverlauf, Betonung, Rhythmus usw.) diskutiert. Das Kapitel verdeutlicht abschließend exemplarisch, wie sich Einsichten in die Strukturiertheit gebärdensprachlicher Zeichen theoretisch-modellhaft fassen lassen. Von den bedeutungsunterscheidenden geht es weiter zu den kleinsten bedeutungstragenden sprachlichen Einheiten: Waldemar Schwagers umfassende, eigenständig gedachte Behandlung der Bildung und Modifikation von Gebärden in Kapitel 3 („Morphologie“) verdient als Substrat längerer wissenschaftlicher Auseinandersetzung des gehörlosen Autors mit seinem Gegenstand zweifellos besondere Aufmerksamkeit. Behandelt werden die klassischen Bereiche der Morphologie wie Wort- bzw. Gebärdenbildung und Flexion, wobei die Berücksichtigung spezifischer gebärdensprachlicher Gegebenheiten den Autor zu einer Ausweitung des traditionellen Verständnisses morphologischer Prozesse führt. Der von Schwager vorgestellte Gegenstandsbereich bietet Überschneidungen zum nachfolgenden Kapitel 4 („Lexikon“), in dem das Hamburger Autorenteam Susanne König, Reiner Konrad und Gabriele Langer unter Mitwirkung von Lutz König den Wortschatz der DGS näher betrachtet, aber die jeweiligen Perspektiven könnten kaum unterschiedlicher sein. Geht es bei Schwager vornehmlich darum, tradierte sprachwissenschaftliche Kategorien für die Beschreibung von Gebärden nutzbar zu machen, sieht das Hamburger Team recht spezifische Prozesse der ikonischen Motivierung und der Interaktion mit dem Wortschatz der gesprochenen Sprache im DGS-Lexikon am Werk. Die Hamburger Autorengruppe ist maßgeblich an einem 2009 begonnenen Langzeitprojekt zur Entwicklung eines korpusbasierten elektronischen Wörterbuchs der DGS beteiligt, und man darf auf Modifikationen und Annäherungen der zunächst recht divergent erscheinenden Sichtweisen im Zuge weiterer empirischer Klärungen gespannt sein.

Sonja Erlenkamp, mittlerweile im norwegischen Trondheim Professorin für Gebärdensprachlinguistik, hat es übernommen, den Bereich der Satzbildung in der DGS (Kapitel 5: „Syntax“) vorzustellen. Erlenkamps Ausführungen sind nicht zuletzt durch Arbeiten inspiriert, die Scott Liddell für die Amerikanische Gebärdensprache vorgelegt hat (vgl. zusammenfassend Liddell 2003) und die als prägend für die oben erwähnte dritte, auf eine Synthese abzielende Phase der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Gebärdensprachen gelten dürfen. Wohl ist hier von Satzbaumustern in einem durchaus bekannten Sinn die Rede, aber es zeigt sich, dass diese durch gebärdensprachspezifische Mittel wie abbildende Körperaktionen, beziehungsstiftende Bewegungsabläufe und räumliche Verortungen in besonderer Weise bestimmt sind. Über Satzgrenzen hinausgehend, nimmt Martje Hansen Gebärdensprache im Kontext in den Blick (Kapitel 6: „Textlinguistik“). Was einen gebärdensprachlichen Text ausmacht, diskutiert sie mit Bezug auf tradierte Begriffe wie „Kohäsion“ und „Kohärenz“, und sie beschreibt unterschiedliche Funktionen gebärdensprachlicher Texte. Gebärdensprache ist zweifellos vor allem eine „Nähesprache“, die in zwischenmenschlichen Kontaktsituationen von Angesicht zu Angesicht benutzt wird. Gleichwohl gibt es gebärdensprachliche Texte, die eher distanzsprachliche Merkmale aufweisen, und Hansens Kapitel gibt erste Hinweise auf eine Klassifikation von DGS-Textsorten.

Kapitel 7 bis 12 bilden einen zweiten Teil des Buches, insofern hier unter recht unterschiedlichen gegenstands- oder fachspezifischen Gesichtspunkten weitere Aspekte der Deutschen Gebärdensprache betrachtet werden. In Kapitel 7 („Gebärdensprache und Lautsprache im Kontakt“) beschreibt Horst Ebbinghaus eine Besonderheit, die schon die Behandlung des DGS-Lexikons beschäftigte: Gebärdensprachen bleiben nicht unberührt davon, dass sie Kommunikationsmittel einer Gruppe von nicht-hörenden Menschen sind, die ständig von hörenden und sprechenden Menschen umgeben und mit lautsprachlicher Kommunikation konfrontiert sind. Ebbinghaus skizziert unterschiedliche Folgen des Sprachkontakts allgemein und betrachtet eine Reihe von Konsequenzen, die die Fühlungnahme mit der gesprochenen Sprache für die DGS hat. Neben Kontaktvarianten wie dem lautsprachbegleitenden Gebärden und der Verwendung des Fingeralphabets geht es dabei vor allem auch um eine Einschätzung der Bedeutung, die das tonlose Sprechen von Wörtern für die gebärdensprachliche Kommunikation hat. In einem weiten Sinn sind damit bereits Fragen angesprochen, die Margit Hillenmeyer and Savina Tilmann in Kapitel 8 („Soziolinguistik“) unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Variation aufnehmen. Über mehr oder weniger anekdotisches Wissen speziell zur regionalen, dialektbedingten Variation innerhalb der DGS hinaus fehlt es hier, wie die Autorinnen zutreffend bemerken, noch weitgehend an verlässlichen Erkenntnissen, aber das Kapitel beschreibt die sprachinterne Vielfalt, mit der zu rechnen ist, und trägt beispielhafte Verdeutlichungen zusammen.

Juliane Klann gibt in Kapitel 9 („Psycholinguistik und Neurolinguistik“) einen Überblick über das gegenwärtige Wissen dazu, wie Gebärdensprache im Gehirn verarbeitet und repräsentiert wird. Unter psycholinguistischer Perspektive geht es dabei um das Verstehen und Hervorbringen von Gebärdensprache und die dafür erforderlichen Gedächtnisleistungen. Moderne bildgebende Verfahren erlauben darüber hinaus Einblicke in die neurofunktionalen Grundlagen der Gebärdensprachverwendung. Klann referiert Einsichten, die zeigen, dass sich die Verarbeitung von Gebärdensprache und Lautsprache im Gehirn prinzipiell ähnelt, macht aber auch deutlich, dass wir die sprachbedingten kom-

plexen Hirnleistungen noch längst nicht hinreichend verstehen. In den Bereich der Psycholinguistik gehört auch das von Barbara Hänel-Faulhaber wegen seiner Bedeutung und Vielschichtigkeit gesondert behandelte natürliche Sprachlernen gehörloser Kinder (Kapitel 10: „Gebärdenspracherwerb“). Hänel-Faulhaber zeichnet den Weg nach, den gehörlose Kinder bei der Aneignung der Sprache, die ihren Wahrnehmungsmöglichkeiten in besonderer Weise entspricht, von den ersten Gebärden bis zum Erwerb gebärdensprachspezifischer Konstruktionen beschreiten. Ihre abschließende Diskussion einer „sensiblen Phase des Spracherwerbs“ mahnt dazu, frühkindliche Lernphasen für den Erwerb der Gebärdensprache als Erst- oder doch zumindest Basissprache gehörloser Kinder zu nutzen.

Ulrike Zeshan weitet den Blick in Kapitel 11 („Sprachtypologie“) auf die Vielfalt und Einheit von Gebärdensprachen in aller Welt und weist damit der DGS ihren Platz in einer speziellen Familie von Sprachen oder auch einem eigenen Sprachtyp zu. Zeshans Kapitel eignet sich in besonderer Weise zum Einstieg in die Materie für all diejenigen, die sich zum ersten Mal mit Gebärdensprachen beschäftigen. Inwiefern Gebärdensprache eben nicht, wie so oft erwartet, universal ist, ihr aber doch etwas Universales anhaftet, das internationale Kommunikation möglich macht, wird hier im Detail geklärt. Erhebliche Vielfalt und verbleibende Einheit der Gebärdensprachen der Welt können so angemessen ins Verhältnis gesetzt werden, und die kommunikativen Grundlagen der internationalen Gemeinschaft Gehörloser werden verständlich.

Susanne König und Constanze Schmalings beschließen diesen Teil des Buches mit einer Darstellung der Möglichkeiten, die Nähesprache DGS in das distanzierende Medium der Schrift zu überführen (Kapitel 12: „Gebärdenschriften“). Ob sich eine Gebärdenschrift jenseits pädagogischer Anwendungen gegenüber technischen Möglichkeiten der Fixierung durchsetzen kann, mag skeptisch beurteilt werden. Auf jeden Fall aber ist die Anwendung von Verschriftungsformen wie den hier im Überblick vorgestellten unverzichtbar für eine eingehendere analytische Beschäftigung mit der flüchtigen Sprache Gehörloser.

Kapitel 13 bis 17 bilden einen dritten Teil des Buches, der Anwendungsperspektiven unterschiedlicher Art auf den Gegenstand Gebärdensprache anlegt. Sabine Fries und Thomas Geißler unternehmen in Kapitel 13 („Gebärdensprachdidaktik“) den, wie uns scheint, weitgehend vorbildlosen Versuch, ihre Praxis des Gebärdensprachunterrichts unter didaktischen Gesichtspunkten zu reflektieren. Sie skizzieren die Geschichte des Gebärdensprachunterrichts in Deutschland, stellen gängige Lehrkonzepte vor und betrachten grundsätzliche Aspekte dieser Form des Sprachlernens. Aus einschlägiger Praxis heraus werden hier Anregungen für die Entwicklung einer eigenständigen Didaktik des Gebärdensprachunterrichts zusammengetragen. Im Unterschied zu einer Gebärdensprachdidaktik, die sich vornehmlich an hörende Lerner richtet, geht es bei der von Christian Borgward in Kapitel 14 vorgestellten „Gebärdensprachpädagogik“ um den gehörlosenpädagogischen Ansatz, der die Konsequenz aus dem Leben Gehörloser mit zwei Sprachen zieht, bilingualen Unterricht in Laut- und Gebärdensprache konzipiert und sich für eine bilinguale und bikulturelle Gehörlosenschule stark macht. Mit anderen Worten, es geht hier um die Gestaltung schulischer Verhältnisse, wie sie von Außenstehenden ohnehin vernünftigerweise erwartet werden: Gehörlose Kinder sollen die gesprochene Mehrheitssprache, so gut es ihnen möglich ist, erlernen, zugleich jedoch die

visuell-gestische Sprache, die ihnen in besonderer Weise zugänglich ist, erwerben, reflektiert praktizieren und für ihren Wissenserwerb nutzen können.

Kapitel 15 („Gebärdensprachkunst“) gibt Tomas Vollhaber Raum, eine bestimmte Sichtweise auf künstlerische Verwendungen von Gebärdensprache darzulegen. Vollhaber erkennt in der Gebärdensprachkunst ein Potential, das genutzt werden kann, um Fremdheit elementar erfahrbar zu machen und konsequent zeitgenössische Ausdrucksformen zu gestalten. Nicht alle hier betrachteten theatralischen und gebärdensprachpoetischen Hervorbringungen genügen diesem hohen Anspruch, aber Vollhaber beschreibt auch künstlerische Anwendungen, die die geforderte politische und poetische Dimension einer Gebärdensprachkunst aufscheinen lassen. Im gelingenden Fall realisiert gerade Gebärdensprachkunst, so Vollhaber, eine Modernität, die Gewissheiten zweifelhaft, Identitäten brüchig und Komplexitäten undurchdringbar erscheinen lässt. Ganz im Gegensatz zum vermeintlich oder tatsächlich notwendigen Scheitern von Kommunikation müssen die professionellen Vermittler zwischen Hörenden und Gehörlosen auf die Effektivität der von ihnen eingesetzten sprachlichen Mittel vertrauen. Gudrun Hillert und Regina Leven geben in Kapitel 16 („Gebärdensprachdolmetschen“) einen konzentrierten Überblick über das Handlungsfeld der professionellen Vermittlungsdienstleister. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den sprachlichen Herausforderungen, die das Dolmetschen aus der und in die Gebärdensprache bietet.

Gern hätten wir diesem Handbuch ein sprachhistorisches Kapitel beigegeben, das die Entwicklung der Deutschen Gebärdensprache mindestens seit den Zeiten des Gehörlosenpädagogen Samuel Heinicke im 18. und des Gehörlosenaktivisten Eduard von Fürstenberg im 19. Jahrhundert nachzeichnet. Leider scheint dafür jedoch die Quellenlage allzu dürftig zu sein oder aber es bedarf erst noch gründlicherer Forschungsaktivitäten, um Verborgenes zu Tage zu fördern. Sylvia Wolffs Beitrag in Kapitel 17 („Spricht etwas gegen Gebärdensprache?“) ist gleichwohl mehr als nur ein historisches Trostpflaster. Dass etwas gegen Gebärdensprache spricht, kann eigentlich niemand mehr finden, der das vorliegende Buch liest. Dennoch erweisen sich die Vorurteile gegen Gebärdensprache als zäh und widerspenstig, zumal wenn es um pädagogische Entscheidungen geht. Um dies zu verstehen, lädt uns Wolff ein, den gelehrten sprachphilosophischen Diskurs im 18. und 19. Jahrhundert zu betrachten: Die klugen Denker, die sich engagiert an diesem Diskurs beteiligten, waren gewiss aufgeklärte Menschenfreunde, was sie jedoch keineswegs daran hinderte, blanken Vorurteilen aufzusitzen und allerlei irrige Ansichten über Gebärdensprache zu propagieren. Wir heutigen sind wohl nicht klüger, aber doch um eine Ausrede ärmer: Wer es noch nicht besser weiß, kann sich schlau machen, einen DGS-Lehrgang besuchen und erfahren, wie es ist, gehörlosen Gesprächspartnern auf Augenhöhe zu begegnen. Wer das tut, bekommt vielleicht Lust, altes Denken hinter sich zu lassen und das Erkenntnisinteresse auf den schillernden, vielfältigen Gegenstand Gebärdensprache zu richten. Die Autorinnen und Autoren dieses Buches laden dazu ein.

4.4 Zur Wiedergabe von Gebärdensprache in diesem Buch

Gebärdensprache wird in diesem Buch in der Regel als eine Zusammenstellung von Bildern und Verschriftungen wiedergegeben. Als Beispiel kann die folgende Abbildung aus Kapitel 6 dienen:



Abb. 1.7: INDEX-li STIMMT-re++ (Heßmann 2001, Bd. 2, S. 38)

Für sich genommen, ist jede der beiden parallel verwendeten Wiedergabeformen unbefriedigend: Bilder fixieren nur einen statischen Momentausschnitt aus dem bewegten körperlichen Geschehen, das hinter der Verschriftung mit den Mitteln der geschriebenen deutschen Sprache gleich ganz verschwindet. Allerdings hat die Verschriftung den Vorteil, einzelne sprachliche Elemente, auf die es im Zusammenhang ankommt, aussondern und benennen zu können. Gemeinsam mit der bildlichen Erinnerung an das eigentliche gebärdensprachliche Ereignis sollte dies genügen, um die jeweils interessierenden sprachlichen Erscheinungen nachzuvollziehen: Während die Verschriftung die verwendeten gebärdensprachlichen Mittel identifiziert, kann die begleitende Abbildung dafür genutzt werden, sich das konkrete Aussehen der gebärdensprachlichen Form zu vergegenwärtigen.

Wer Gebärdensprache versteht, nimmt den körperlichen Fluss des Gebärdenden als eine Abfolge von einzelnen kurzen Mitteilungsabschnitten wahr. Grob gesprochen, bestehen diese Abschnitte aus den einzelnen verwendeten Gebärden, die sich zu Sätzen und ganzen Texten fügen. Gebärden werden häufig von weiteren körperlichen und mimischen Aktivitäten begleitet. Gelegentlich bilden auch nichtmanuelle Aktivitäten allein einen Mitteilungsabschnitt, etwa wenn die überraschte Reaktion einer Person, die Gegenstand einer gebärdensprachlichen Erzählung ist, dadurch bezeichnet wird, dass der Erzähler für einen kurzen Moment in Haltung und Gesicht einen Ausdruck der Überraschung zu erkennen gibt. Die beiden hier gewählten Darstellungsformen nehmen auf die mit manuellen und nonmanuellen Mitteln gebildeten Mitteilungsabschnitte in folgender Weise Bezug:

- Wie im Beispiel oben, steht meist ein einzelnes Foto für einen Mitteilungsabschnitt. Das Foto gibt einen Hinweis auf die Form der verwendeten Gebärde und lässt begleitende nichtmanuelle Aktivitäten wie Gesichtsausdruck, Kopfbewegungen und Körperhaltungen erkennen. Geht man davon aus, dass in durchschnittlichen gebärdensprachlichen Äußerungen mit einer Geschwindigkeit von etwa zwei Gebärden pro Sekunde gebärdet wird, und stellt in Rechnung, dass das hier verwendete PAL-Videosystem aus 25 Einzelbildern pro Sekunde besteht, dann kann man davon ausgehen, dass mit jeder hier verwendeten Abbildung eine Auswahl aus mehr als einem Dutzend möglichen Bildern getroffen worden ist. Die Bilder sind so

gewählt, dass die Merkmale des betreffenden Mitteilungsabschnitts möglichst klar zu erkennen sind. Da dies auf Grenzen stößt, werden einzelne Abschnitte gelegentlich durch zwei oder mehr Einzelbilder veranschaulicht. Bei Einzelgebärden haben wir auch auf graphische Einzeichnungen zurückgegriffen, um die Bewegungen der Hände zu verdeutlichen. Wie diese Einzeichnungen (Pfeile, Kreise usw.) zu verstehen sind, sollte in der Regel offensichtlich sein. Im übrigen orientieren wir uns dabei an den in Papaspyrou u.a. (2008) erläuterten Konventionen (ebd., S. 7).

- Die Verschriftung besteht aus einer „Glossierung“ bzw., genauer, einem Glossentranskript. Auch dafür übernehmen wir im wesentlichen die in Papaspyrou u.a. (2008) verwendeten Konventionen. Dies bedeutet insbesondere: Jedem gebärdensprachlichen Mitteilungsabschnitt entspricht eine ununterbrochene Folge von Schriftzeichen des Glossentranskripts. Ein Leerzeichen verweist auf den Beginn eines neuen Abschnitts und damit in der Regel auf die nächstfolgende Gebärde, ganz so wie das Leerzeichen in einem geschriebenen Text auf den Beginn eines neuen Wortes hinweist. In der Regel bilden in Großbuchstaben geschriebene deutsche Wörter, sogenannte Glossen, den Kern des Glossentranskripts. Jede Glosse steht für eine Gebärde. An die Glossen sind häufig weitere Zeichen und Buchstaben des Schriftsystems angefügt, um spezielle Eigenschaften von Gebärden zu identifizieren. Die im Prinzip einzeilige Schreibweise der Glossen kann um weitere parallele Zeilen ergänzt werden, um relevante nichtmanuelle Einheiten zu benennen.

Im Folgenden erläutern wir die Konventionen, die für die hier verwendeten Glossentranskripte gelten, im Einzelnen (vgl. Papaspyrou u.a. 2008, S. 3–5).

Eine Glosse wie STIMMT benennt eine bestimmte Gebärde, die zum „Wortschatz“ oder Lexikon der Deutschen Gebärdensprache gehört (in besonders gekennzeichneten Fällen kann es sich auch um eine Gebärde einer anderen Gebärdensprache handeln). Eine Gebärde ist ein sprachliches Zeichen, dessen Formseite eine bestimmte mit den Händen gebildete Bewegungsform ist. Die Inhaltsseite der Gebärde, ihre Bedeutung also, ist mit dem als Glosse gewählten Wort nur grob benannt. Entscheidend an einer Glosse wie STIMMT ist, dass damit eine bestimmte DGS-Gebärde identifiziert wird. Andere Glossen wären denkbar, und tatsächlich können dieselben Gebärden in anderen Veröffentlichungen durch andere Glossen bezeichnet sein (die Glosse STIMMT ist aus Heßmann 2001 übernommen, aber die Gebärde könnte genauso gut STIMMEN heißen). Glossen sind keine Übersetzungen von Gebärden; in der Regel sind im Zusammenhang vielmehr unterschiedliche Übersetzungen möglich (etwa: „ganz richtig“, „damit bin ich einverstanden“, „ganz Deiner Meinung“, „so ist es“, „haargenau“ usw.).

Mit der Verwendung einer Glosse wie STIMMT wird also auf eine bestimmte lexikalische Einheit der DGS Bezug genommen: Es wird das Vorkommen einer Gebärde registriert, die in dieser Form und dieser Bedeutung auch in anderen Kontexten von Gehörlosen in Deutschland regelmäßig in der gebärdensprachlichen Kommunikation untereinander verwendet wird. Bei näherer Betrachtung zeigt sich schnell, dass mit dem scheinbar einfachen Verfahren eine ganze Reihe von Fragen verbunden ist, die alles andere als trivial sind. So wird die Gebärde STIMMT in der oben abgebildeten Verwendung einhändig ausgeführt. Häufig sind jedoch auch Vorkommnisse zu beobachten, bei denen die Gebärde mit beiden Händen parallel ausgeführt wird. Ist die Gebärde

STIMMT also einhändig oder zweihändig oder ist beides unterschiedslos möglich? Entscheidet man sich für eine zweihändige Grundform, dann will man das konkrete einhändige Vorkommen in einer Verwendung wie oben vielleicht als besonders im Glosentranskript markieren. Auch die Bedeutung der Gebärde ist mit ‚Zustimmung‘ oder ‚Einverständnis‘ nur vage umschrieben. Mit dem deutschen Wort *stimmen* ist die Gebärde STIMMT jedenfalls nicht gleichzusetzen: In Kontexten wie „Das stimmt mich nachdenklich“, „für einen Kandidaten stimmen“, „eine Geige stimmen“ kann die Gebärde STIMMT keinesfalls verwendet werden. Fragen dieser Art sind Gegenstand einer empirischen Erforschung des DGS-Lexikons, wie sie noch weitgehend aussteht, im bereits erwähnten groß angelegten Projekt des Hamburger Instituts für Deutsche Gebärdensprache jedoch in Angriff genommen worden ist (vgl. <http://www.signlang.uni-hamburg.de/dgs-korpus>). Für unseren Zusammenhang ist festzuhalten, dass das als Glosse verwendete deutsche Wort nur ein bequemes Mittel ist, um eine bestimmte Gebärde schriftlich zu fixieren. Die gemeinte Gebärde ist kompetenten Benutzern der DGS vertraut. Sie führt ein sprachliches Eigenleben in der DGS, über das wir jenseits der Intuition ihrer Benutzer häufig immer noch recht wenig verlässliche Kenntnisse haben.

Meist genügt ein einzelnes deutsches Wort für den Zweck der Identifizierung einer bestimmten Gebärde. In Einzelfällen kann es aber auch sinnvoll sein, auf eine Wortfügung zurückzugreifen; TASTATUR-SCHREIBEN oder KRATZEN-KOPF bezeichnen dementsprechend ebenso wie STIMMT einzelne DGS-Gebärden. Nicht selten gibt es in der DGS – etwa durch unterschiedliche Dialekte bedingt – zwei oder mehr Gebärden recht unterschiedlicher Form, die in etwa dieselbe Bedeutung haben. In diesen Fällen liegt es nahe, die gleiche Glosse zur Bezeichnung zu verwenden. Um Verwechslungen auszuschließen, werden die beiden Gebärden durch eine nachgestellte Ziffer unterschieden: AFRIKA₁ und AFRIKA₂ sind also zwei Gebärden, die unterschiedlich aussehen, aber beide den Kontinent Afrika bezeichnen. In Kapitel 4 werden darüberhinaus unterschiedliche Varianten in der Ausführung einer Gebärde besprochen: PFEFFERMÜHLE_A und PFEFFERMÜHLE_B sind zwei Ausführungsweisen ein und derselben Gebärde, die sich nur geringfügig voneinander unterscheiden, PILZ_{2B} ist eine bestimmte Ausführungsvariante einer Gebärde PILZ₂ (die ganz anders aussieht als die Gebärde PILZ₁) usw.

Bei den zuletzt genannten Varianten einer Gebärde handelt es sich um kleinere Formunterschiede, die ohne Auswirkung auf die Bedeutung der Gebärde bleiben: Die Gebärde PFEFFERMÜHLE ist der Bedienung einer Pfeffermühle nachempfunden, sie dient der Bezeichnung von Pfeffermühlen, und zwar unabhängig davon, ob die Hand den drehbaren Teil der Pfeffermühle von oben (Handfläche zeigt nach unten: PFEFFERMÜHLE_A) oder seitlich (Handfläche zeigt nach innen: PFEFFERMÜHLE_B) fasst (vgl. Abb. 4.11 in Kapitel 4). Gebärden können in bestimmten Verwendungen aber auch weitere Eigenschaften haben, die über den bloßen Lexikoneintrag hinausgehen und einen Bedeutungsunterschied ausmachen. Solche weiteren Eigenschaften werden durch Zusätze gekennzeichnet, die mit einem Bindestrich vor oder nach der Glosse angefügt werden:

- Viele Gebärden können in ihrer räumlichen Orientierung, Bewegungsausführung oder Verortung verändert werden. SCHRANK-li oder STIMMT-li verweist darauf, dass die beiden Gebärden vom Sprecher aus gesehen links bzw. nach links gerichtet ausgeführt werden. Entsprechend steht „re“ für rechts, „vo“ für vorn, „un“ für unten

und „ob“ für oben, während „1“ den Gebärdenden selbst anzeigt: POSS-1 gibt also an, dass die Gebärde POSS mit Bezug auf den Sprecher ausgeführt wird („mein“). Eine Glossierung wie re-BESUCHEN-li zeigt an, dass die Gebärde BESUCHEN von einem Ausgangspunkt rechts vom Gebärdenden aus in den linken Gebärdenraum geführt wird. 1-GEBEN-vo bedeutet dementsprechend, dass die Gebärde GEBEN vom Sprecher ausgehend nach vorn ausgeführt wird („ich gebe dir“).

- Die Bewegungsausführung einer Gebärde kann gezielt verändert werden, um bestimmte Bedeutungseffekte zu erzielen. Dies wird durch eine angefügte Erklärung in normaler Orthographie angegeben: SCHNEIDEN-SCHERE-kreisförmig bedeutet also, dass die Gebärde SCHNEIDEN-SCHERE kreisförmig ausgeführt wird (um das Ausschneiden einer kreisförmigen Form zu bezeichnen); BLUT-an-der-Schulter bedeutet, dass die Gebärde BLUT ausgehend von der Schulter ausgeführt wird (um das Bluten der Schulter zu bezeichnen); BESCHEID-immer-wieder bedeutet, dass die Gebärde BESCHEID mit einer kreisenden Wiederholungsbewegung ausgeführt wird (um ständig wiederholte Versuche, sich an jemanden zu wenden, zu bezeichnen). In seiner Darstellung der DGS-Morphologie (Kapitel 3) fasst Waldemar Schwager Bewegungsmodifikationen dieser Art als einen Ausdruck morphologischer Aspektbildung auf und unterscheidet entsprechende Kategorien: Mit einer Glossierung wie 1-BESUCHEN-vo_[ITER] („ich statte jemandem regelmäßige Besuche ab“) wird dieselbe kreisende Wiederholungsbewegung als Ausdruck einer grammatischen Kategorie Iterativ gedeutet. Wiederholte Ausführungen der Gebärde, die der Intensivierung oder Pluralisierung dienen, werden durch nachgestellte Pluszeichen (TABLETTE++) gekennzeichnet.¹²

Neben den lexikalischen Gebärden, die den eigentlichen Wortschatz der DGS ausmachen, sind vor allem die folgenden Gruppen von manuell oder körperlich gebildeten Zeichen von Bedeutung:

- Auf Richtungen und Orte kann durch zeigende Handbewegungen Bezug genommen werden. Zeigegebärden aller Art werden hier als INDEX glossiert und mit einer Richtungsangabe versehen (INDEX-li). Anstelle von INDEX-1 findet sich häufig auch die Glosse ICH; DU wird anstelle von INDEX-vo benutzt, wenn sich die Zeigegebärde auf den Gesprächspartner bezieht.
- Die Hände können dazu benutzt werden, um abbildende Formen zu bilden. Typischerweise wird dafür auf ein Inventar von Handformen (die sogenannten Klassifikatoren) zurückgegriffen, die für bestimmte Abbildungszwecke eingesetzt werden. Die dabei entstehenden sprachlichen Formen werden konventionell verwendet, sind aber zugleich in einer Weise plastisch bildbar, dass es nicht sinnvoll scheint, jede einzelne denkbare Form in ein Lexikon aufzunehmen. Für die Glossierung dieser Gebärden folgen wir den Einteilungen und Konventionen in Papaspyrou u.a. (2008). Der jeweils gemeinte Vorgang oder, seltener, der abgebildete Gegenstand wird auch hier

¹² In Kapitel 3 wird das Pluszeichen außerdem dazu verwendet, Morphemgrenzen innerhalb einer komplexen Gebärde zu markieren.

durch eine Glosse identifiziert, ein vorangestellter Ausdruck in Kapitälchen (SUBST-, MANIP-, SKIZZE-) verweist jedoch darauf, dass es sich um eine produktiv gebildete Gebärde eines bestimmten Typs handelt. Relevante Bezugsgegenstände werden durch eine zwischen identifizierendem Kapitälchen-Ausdruck und Glosse eingeschobene Benennung gekennzeichnet; andere relevante Bedeutungselemente werden der Glosse angefügt. Wir unterscheiden die folgenden Typen abbildender Gebärden:

- (a) SUBST-auto-FAHREN-um-die-Ecke: Bezeichnet eine mit einem „Substitutor“ (die Hand repräsentiert den Bezugsgegenstand) gebildete Gebärde, die zeigt, wie ein Auto oder Fahrzeug um eine Ecke fährt.
- (b) MANIP-WEGWERFEN-über-die-Schulter: Bezeichnet eine mit einem „Manipulator“ (die Hand repräsentiert eine Hand, die etwas benutzt, berührt oder festhält) gebildete Gebärde, die zeigt, wie jemand einen unspezifizierten Gegenstand über die Schulter nach hinten wegwirft.
- (c) SKIZZE-ROHR-verwinkelt: Steht für eine Gebärde, die mit einer skizzierenden, die Umrisse des gemeinten Gegenstand umfahrenden Handbewegung gebildet wird und ein verwinkeltes Rohr bezeichnet.

In der Regel beschränken sich die vorliegenden Glossentranskripte auf eine einzeilige Notation. Gelegentlich müssen jedoch simultan stattfindende Aktivitäten auf mehreren parallelen Zeilen vermerkt werden:

- Beide Hände können unabhängig voneinander eingesetzt werden. Soweit dies von Interesse ist, werden die Aktionen der beiden Hände auf getrennten Zeilen notiert (vgl. Kap. 3, Abb. 3.21):

- (1) 1. Hand: SOHN VATER LIEGEN-re. BIER MANIP-zyylinderform-re-GEBEN-li.
2. Hand: STEHEN-li _____

- Nichtmanuelle Aktivitäten wie Kopfbewegungen (insbesondere Nicken und Kopfschütteln), Gesichtsausdruck, Heben oder Zusammenziehen der Augenbrauen sind ein wesentlicher Bestandteil von Gebärdensprache und werden bei Bedarf oberhalb der Glossenzeile vermerkt (vgl. Kap. 3, Abb. 3.36; „neg“ bezeichnet ein verneinendes Kopfschütteln):

- (2) _____^{neg}
VERSTEHEN

- Vor allem die mit einem Manipulator gebildeten Gebärden, die Aktionen menschlicher Hände nachempfunden sind, legen eine ganzkörperliche, pantomimeartige Ausführung nahe: Bei Ausdrücken wie MANIP-SCHUBSEN oder MANIP-flasche-GEBEN ist zu erwarten, dass die Aktionen der Hände mit einer Abbildung der Körperhaltung oder des Gesichtsausdrucks der bezeichneten Person, die eine andere Per-

son schubst oder jemandem eine Flasche gibt, verbunden sind. Wo dies von Interesse ist, werden begleitende körperliche Aktionen auf einer gesonderten Zeile über den Handglossen notiert (s. o., Abb. 1.2).

- Mit dem Mund geformte tonlose Ablesewörter (sogenannte „Mundbilder“) oder nichtlautsprachbezogene Mundgestik werden meist nicht gesondert erfasst. Soweit aber relevant, erfolgt dies auf einer gesonderten Zeile unterhalb der Glossen (vgl. Kap. 4, Abb. 4.68):

(3) MIKROWELLE BLOCK
mikrowelle

Die hier erläuterten Verabredungen zur Fixierung von Gebärdensprache auf dem Papier arbeiten der analytischen Durchdringung des sprachlichen Gegenstandes zu. Dessen körperliche Präsenz und Ausdruckskraft geben sie jedoch zugleich preis. Es bleibt Aufgabe von Leserinnen und Lesern, die eigene Vorstellungskraft zu bemühen und Gebärdensprache im Kontakt mit gehörlosen Menschen sehen, verstehen und schätzen zu lernen.